

Nur für Werksangehörige
April 1958
Postverlagsort Dortmund

WESTFALENHÜTTE



WESTFALENHÜTTE

Werkzeitschrift der
Hoesch-Westfalenhütte AG Dortmund
10. Jahrgang - Nr. 4 - April 1958

Unsere Bilder:

Titelbild: Endlich Frühling!

2. Umschlagseite: Gute Fahrt!

Aus dem Inhalt:

Zusammenarbeit
Alles zu seiner Zeit
Stahlindustrie und Presse
Rationalisierung unserer Zusammen-
arbeit
Schutzhelm
Ihr erster Arbeitstag
Jubilare
Wie ein Rutengänger
Melkpott
Für jeden guten Vorschlag
Unsere Ehrentafel
Wir kommentieren
Technik und Produktion
Blick in die Presse
Briefkasten
Das interessiert die Frau
Mode
Fotoausstellung
Die Wohnung von morgen
Beweisen Sie, daß es ein Unfall war
Werksarchiv sucht Erinnerungen
Hat der Karpfen Zähne?
Geschichte Dortmunds
Blaudruck als Volkskunst
Beschwerdebrieff
Atme ich richtig?
Kleines Gespräch über Tabletten
Das gute Buch
Büchergilde
Glücks- und Falschspiel
Wenn in Dürpdm die Blumen blühn
Rumänien
Rätsel
Hüttenkieker

Herausgeber: Hoesch-Westfalenhütte AG,
Dortmund;
verantwortlich:
Arbeitsdirektor Alfred Berndsen,
Dortmund, Eberhardstraße 12
Chefredakteur: Johannes Hoischen
Allgemeiner Teil: Walter Behrendt
Dortmund, Stahlwerkstraße 119
Expedition: Pressestelle,
Dortmund, Stahlwerkstraße 119
Gen. v. Wi.-Min. NRW. 7100/III 775 v. 18. 2. 1949.
Druck: Westfalendruck, Dortmund
Auflage: 20 000
Nachdruck gern erlaubt, doch bitten wir,
vor dem Abdruck die Redaktion zu verständigen.
Die Veröffentlichungen stellen nicht in jedem
Falle die offizielle Meinung von Vorstand, Be-
triebsvertretung und Redaktion dar. Gezeichnete
Artikel äußern im allgemeinen nur die persönliche
Auffassung des Verfassers. Die pressegesetzliche
Verantwortung für alle Veröffentlichungen wird
voll übernommen.
Kostenlose Abgabe an die Betriebsangehörigen





Zusammenarbeit *bringt den Erfolg!*

Eine gute Fußballmannschaft, die etwas erreichen will, darf keinen schwachen Punkt besitzen. Jeder muß sich auf den anderen verlassen können, und jeder ist in seiner Position genauso wichtig wie seine Mitspieler. Und im Betrieb —?

Ohne Werbung keine Aufträge, ohne Einkauf kein Rohstoff, ohne Produktion kein Verkaufsobjekt, ohne Rechnungserteilung kein Geldeingang, ohne Buchführung und Geschäftsleitung keine Übersicht.

Die verschiedenen Abteilungen eines Betriebes können nicht ein Eigenleben führen. Irgendwie sind sie alle gegenseitig voneinander abhängig. Je stärker der Gemeinschaftssinn innerhalb einer Unternehmung ausgeprägt ist, um so mehr trägt dies zur Erreichung des gemeinsamen Zieles bei: eine gesicherte Existenz für alle.

In jedem Mitarbeiter, vom Abteilungsleiter hinunter bis zum jüngsten Lehrling, muß das Gefühl geweckt werden, daß jeder ein achtbarer Teil des Ganzen ist und daß es auf jeden von ihnen ankommt, wenn die gestellten Aufgaben richtig und rechtzeitig gelöst werden sollen. Es gibt Menschen, die zu diesem Gemeinschaftssinn erzogen werden müssen. Dazu ist es u. a. notwendig, ihnen vor Augen zu führen, wie die Buchhaltung, der Verkauf oder der Kundendienst, ja auch der Hilfsarbeiter, der für Sauberkeit im Lager sorgt, genauso zum Erfolg beitragen wie die Abteilungen, in deren Händen die Produktion oder die Montage liegt.

Was wir noch lernen müssen

„Wenn es auf Biegen und Brechen geht und Ihre Firma um ihre wirtschaftliche Existenz kämpft, geht es nicht darum, ob Sie sich Ihr kleines Königreich bewahren können. Es geht darum, daß die Firma durchhält und weiter mit Gewinn arbeitet — und daß Sie mit ihr weiterexistieren können.“ So schreibt Bob Rice in der amerikanischen Zeitschrift „FACTORY“.

Wir haben uns schon so sehr daran gewöhnt, daß unser Lebensstandard in bestimmten Zeitabständen steigt, daß wir uns wenig Gedanken darüber machen, ob die Erhöhung der Löhne und Gehälter die Leitung eines Unternehmens vor immer schwierigeren Aufgaben stellt oder nicht.

„Der Unverstand, mit dem sogar der durchschnittlich Gebildete unserer Epoche den verwickelten Zusammenhängen der modernen Wirtschaft und ihren inneren Gesetzen gegenübersteht, ist erschreckend“, sagt der französische Soziologe Lucien Romier und weist auf einen entscheidenden Erziehungsfehler hin, der in unserem Land bis in das Zeitalter der automatisierten Produktion und der Kernphysik die Legende vom Unternehmer als ausbeutenden Kapitalisten lebendigerhalten hat. Es wäre für die Arbeitnehmerorganisationen besser, wenn sie sich dazu entschließen könnten, die antiquierten Vorstellungen eines Unternehmerbildes, das aus der Zeit des Frühkapitalismus stammt, gegen eine modernere Auffassung einzutauschen.

Es gibt ebenso viele fortschrittliche Unternehmer — und in den Mitbestimmungsbetrieben sind ja Vorstand und Betriebsrat gleichermaßen und zusammen „Unternehmer“ — wie es aufgeschlossene Gewerkschafter gibt, die längst erkannt haben, daß das Klassenkampfdenken eine überholte Angelegenheit ist.

Die Sozialpartner stehen in der nächsten Zeit vor der schwierigen Aufgabe, nach geeigneten Lösungen zu suchen, wie man bei verkürzter Arbeitszeit durch steigende Produktion das Realeinkommen der Arbeitnehmer erhöhen kann. Das Kostendenken wird in den Betrieben in steigendem Maße eine Rolle spielen. Man kann nicht mehr ausgeben, als man hat! Daß sich dieses Ziel nur durch die aktive Mitarbeit der Arbeiter und Angestellten, der Betriebsräte und der Gewerkschaften erreichen läßt, weiß jeder, der die Macht und die Verantwortung kennt, die heute in den Händen der Gewerkschaften liegen.

Die Sozialpartner mögen sich, wenn sie in Verhandlungen und Konferenzen nach neuen Wegen suchen, einige Grundsätze anhören, die Don F. Copell auf einer Tagung in New York vor 1500 Arbeitsstudieningenieuren aussprach und die Kurt Krüger im „Arbeitswissenschaftlichen Auslandsdienst“ veröffentlicht hat.

„Wenn Sie erreichen wollen, daß die Arbeiter sich an der Verbesserung der Arbeitsmethoden beteiligen, müssen sich beide Seiten darüber klar sein, daß

das Wohlergehen sowohl der Arbeiterschaft als auch der Leitung von dem Unternehmererfolg abhängt;

für beide Seiten Freiheit des Handelns vorhanden sein muß;

gegenseitiges Vertrauen eine Vorbedingung für gute Beziehungen zwischen Arbeiterschaft und Unternehmensleitung ist;

beide Parteien lernen müssen, vergangene Fehler und Haß zu vergessen;

beide Parteien lernen müssen, sich gegenseitig zu unterrichten und über alle Angelegenheiten zu beraten, die die Belegschaft betreffen;

beide Parteien sich gegenseitig helfen müssen, eine Atmosphäre der Achtung zu schaffen;

beide Parteien auch im Lohnkampf ehrlich und mit Rücksicht auf das Ansehen, den Ruf, die Sicherheit und die wirtschaftliche Lage des anderen handeln müssen;

beide Parteien sich aufrichtig bemühen müssen, sich wie anständige Menschen zu benehmen und sich vergegenwärtigen, daß eine Hand die andere waschen muß, wenn beide sauberbleiben sollen.“

Und wie drückte es Charles Kettering aus: „Heute können wir in dem Siebentel einer Sekunde eine Botschaft um die Welt senden, und doch kann es Jahre dauern, eine einfache Idee durch den nur einen halben Zentimeter starken menschlichen Schädel hindurchzubringen; und man muß sich unermüdlich Jahre hindurch anstrengen, um neue Gewohnheiten in der Industrie einzuführen.“

Alles zu seiner Zeit

„Die Zeit“, sagt der griechische Philosoph Theophrastus, „ist das kostbarste Gut, das der Mensch zu verbrauchen hat.“ Doch wie oft lassen wir uns statt dessen von der Zeit verbrauchen. Zeit ist ein bestimmtes Kapital, und für die meisten von uns erhebt sich, wie bei jedem Kapital, die große Frage, wie wir mit dem, was uns täglich davon zur Verfügung steht, auskommen. Früher oder später wird jeder Lebensabschnitt, durch den wir hindurchhasten, zur Tretmühle, körperlich und seelisch, wenn wir nicht innehalten und uns fragen: „Was können wir dagegen tun?“ Vier einfache Regeln können uns sehr nützlich sein, wenn wir es dahin bringen wollen, ein gelassentätiges und glückliches Leben zu führen. Jedoch müssen wir uns zuerst zu der Erkenntnis durchringen, daß niemand ganz unentbehrlich ist. Wir müssen aufhören, uns selbst zu wichtig zu nehmen.

Die erste Regel: Wohin du auch willst und was du auch vorhast — fang rechtzeitig an. Den meisten von uns würde es nicht in den Sinn kommen, ihre Kinder aufzuziehen, ohne sie zu lehren, die Uhrzeit abzulesen. Aber wie viele lehren sie auch, ihre Zeit richtig einzuteilen und auszunutzen? Und wie viele von uns selber haben das gelernt?

Die zweite Regel: Tu es sofort. Nicht, was wir tun, sondern was wir nicht tun, ermüdet uns. Zaudern und auf die lange Bank schieben, frißt

nicht nur Zeit, sondern schwächt unsere Arbeitslust und bewirkt, daß wir Vorrichtungen, die uns eigentlich mühelos von der Hand gehen müßten, schließlich nur zögernd und mißmutig in Angriff nehmen.

Die dritte Regel: Lerne, wann du nein und wann du ja sagen mußt. Da unser Vorrat an Zeit begrenzt ist, müssen wir lernen, haushälterisch damit umzugehen. Wenn dich also nächstens jemand zu irgendeiner Unternehmung auffordert, so frage dich zuvor: Wer oder was hat bei mir das Vorrecht auf meine Zeit? Stelle ich auch wirklich das Wichtigste an die erste Stelle? Könnte ich nicht einen Teil der Zeit, die ich töricht vergeude, auf gescheiterte Art verwenden? Die vierte Regel: Nimm dir Zeit zur Muße. Abwechslung tut so gut wie Ruhe, das ist eine alte Weisheit. Die gedankenverlorene Beschäftigung mit unserem Steckenpferd, das Anhören einer Melodie und selbst die stille Viertelstunde auf einer Parkbank können uns helfen, unsere Zeit auf gute Art zu „verlängern“. Aber „nimm“ dir diese Zeit, in der du irgend etwas tust, was deinem Dasein wieder Reiz und Schwung verleiht. Denke daran: In der Musik ist die Pause stumm, aber sie enthält werdende Musik. Und die Menschen versäumen oft diesen Teil der Lebensmelodie.

(Berechtigter Auszug aus der Monatsschrift „DAS BESTE aus READER'S DIGEST“)

Stahlindustrie und Presse

Hierüber sprach auf einer Zusammenkunft der Werkschriftleiter der Stahlindustrie Ernst Schröder von der Wirtschaftsvereinigung Eisen- und Stahlindustrie.

Einleitend betonte er, daß die Presse der Eisen- und Stahlindustrie im Vergleich zu anderen Industriezweigen und Branchen einen besonders großen Raum widme. Die Gründe dieses Interesses seien darin zu suchen, daß die eisenschaffende Industrie als eine Grundstoffindustrie erster Ordnung für die gesamte Wirtschaft von ganz entscheidender Bedeutung sei. Zwar werde die Beschäftigtenzahl der Eisen- und Stahlindustrie von einigen anderen Produktionszweigen übertroffen, aber die Zahl der Eisen- und Stahlbezieher gehe in die Zehntausende, die monatlichen Umsätze liegen erheblich über 1 Milliarde DM und dürften im laufenden Jahr die Höhe von 15 bis 18 Milliarden DM erreichen. In kaum einer anderen Industrie seien so erhebliche Mittel in den Produktionsanlagen investiert wie in der Eisen- und Stahlindustrie, der damit ein nicht unerheblicher Anteil am Volksvermögen anvertraut ist. Schließlich ist die Eisen- und Stahlindustrie auch ein Großverbraucher von Brenn- und Rohstoffen wie Kohle, Koks, Erz, Schrott und dergleichen.

Verpflichtung zur Kontaktpflege

Aus all diesen Gründen ist es verständlich, daß die Presse, also die Öffentlichkeit, den Geschehnissen in der Eisen- und Stahlindustrie größte Beachtung schenkt, und es besteht daraus für unsere Industrie die Verpflichtung, mit der Presse einen engen und guten Kontakt zu pflegen. In welcher Form geschieht dies? Etwa 20 der größten Gesellschaften der Eisen- und Stahlindustrie halten, wie es das Aktiengesetz vorschreibt, Hauptversammlungen ab, zu denen regelmäßig die Pressevertreter aller bedeutender Zeitungen und Zeitschriften eingeladen werden. Bei diesen Veranstaltungen bietet sich stets gute Gelegenheit zu Informationen nicht nur über die Geschäftslage der einladenden Gesellschaft, sondern auch zur Unterrichtung über die Gesamtlage der Eisen- und Stahlindustrie. Auf Grund einer schon seit vielen Jahren eingebürgerten Gepflogenheit laden diese etwa 20 Gesellschaften jeweils etwa drei bis vier Wochen vor der Hauptversammlung die Presse zu einer Pressekonferenz ein, auf der den Pressevertretern der Bericht über das abgelaufene Geschäftsjahr überreicht wird und in deren Verlauf sie von den zuständigen Herren des Vorstandes eingehend Erläuterungen erhalten und nach Möglichkeit alle Fragen bereitwilligst beantwortet bekommen. Auch auf diesen Pressekonferenzen werden fast regelmäßig alle schwebenden Probleme der Eisen- und Stahlindustrie durchgesprochen.

Außer diesen turnusmäßigen Veranstaltungen ergehen alljährlich noch etwa fünf bis sechs besondere Einladungen an die Presse, zumeist zwecks Besichtigung neu in Betrieb genommener Anlagen oder aus anderen organisatorischen oder finanzpolitischen Gründen, wie Kapitalaufstockungen, Fusionsbestrebungen und dergleichen.

Werkzeitschriften

Fast alle größeren Unternehmen unserer Industrie geben Werkzeitschriften heraus, die meistens ebenfalls den

interessierten Pressevertretern regelmäßig zu Informationszwecken übersandt werden.

Schließlich stellen sich auch gelegentlich leitende Herren der Werke zu Einzelbesprechungen mit Pressevertretern oder zu besonderen Auskünften über irgendein Spezialgebiet stets gern zur Verfügung.

Die Spitzenorganisationen der Eisen- und Stahlindustrie, wie Wirtschaftsvereinigung Eisen- und Stahlindustrie, Verein Deutscher Eisenhüttenleute, Beratungsstelle für Stahlverwendung, Arbeitgeberverband Eisen- und Stahlindustrie usw., tun alles, um die Verbindung zur Presse zu pflegen. Die Wirtschaftsvereinigungen Eisen- und Stahlindustrie wie der Verein Deutscher Eisenhüttenleute laden zu ihren Jahresversammlungen jeweils 50 bis 60 Pressevertreter des In- und Auslandes ein. Über alle wissenswerten und die Öffentlichkeit interessierenden Ereignisse wird die Presse durch Kommuniqués, besondere Pressekonferenzen, telefonische Mitteilungen, in Einzelbesprechungen und dergleichen informiert. Überdies gibt die Presseabteilung der Wirtschaftsvereinigung Eisen- und Stahlindustrie zweimal jährlich einen umfangreichen Halbjahresbericht heraus, der nicht nur über die Markt- und Konjunktursituation, sondern auch über andere Gebiete, wie Rohstoffversorgung, soziale Leistungen und dergleichen, unterrichtet.

Um insbesondere qualifizierten Fachjournalisten einen Einblick in die Probleme und Bestrebungen der Eisen- und Stahlindustrie anderer führender Eisen- und Stahlländer zu vermitteln, hat die Wirtschaftsvereinigung Eisen- und Stahlindustrie im Einvernehmen mit den Schwesterorganisationen in diesen Staaten gegenseitige Journalistenbesuche durchgeführt. Solche Besuche fanden bisher statt bei der französischen und englischen Eisen- und Stahlindustrie. Sie werden in Zukunft fortgesetzt werden.

So aber geht es nicht!

Unsere Hoesch-Westfalenhütte ist dafür bekannt, daß sie betont pressefreundlich, daß ihre Pressestelle keine Presseabwehrstelle ist. Die Öffentlichkeit, deren Vertreter in erheblichem Umfange die Presse ist, wird über alle wesentlichen Ereignisse unterrichtet, soweit diese Unterrichtung vertretbar ist. Vertretbar beispielsweise ist nicht — aus einleuchtenden Gründen — eine Veröffentlichung von Planungen, Patententwicklungen usw., deren vorzeitige Publizierung u. U. die Planung, das Patent gefährden und somit zu betrieblichen Rückschlägen führen könnte.

Die Vertretbarkeit einer Veröffentlichung kann der einzelne Mitarbeiter nicht übersehen. Deshalb ist die Anordnung des Vorstandes — an die wir aus besonderem Anlaß erinnern — im Interesse aller durchaus berechtigt: Informationen an die Presse dürfen nur von der dazu beauftragten Stelle herausgegeben werden. Es ist also untersagt, daß Fotoamateure wild im Betrieb herumknipsen, um evtl. sogar „aktuelle“ Bilder an die Zeitungen zu geben, oder daß der eine oder andere seine „journalistische Berufung“ durch Meldungen über betriebsinterne Dinge nachzuweisen versucht, wie sich jüngst wieder einige Fälle ereigneten, die sachlich unrichtig und unvertretbar waren und eine bedauerliche und unnötige Beunruhigung hervorriefen.

Darauf muß jeder achten.

Rationalisierung unserer Zusammenarbeit

Der Mensch besteht im wesentlichen aus einer polaren Schichtung, d. h., in ihm stehen sich immer zwei Pole gegenüber, zwischen denen die verschiedensten Wechselbeziehungen vorhanden sind. Solche doppelpoligen Schichten finden wir zum Beispiel als „Leib und Seele“, „Verstand und Gefühl“. Und nur der Mensch ist gesund, dem es gelingt, zwischen den Polen den rechten Ausgleich zu finden. Würde jemand nur vom Verstand her, nur von der Logik und nur von Willensentschlüssen her leben, so würde er den entsprechenden Gegenpol, nämlich das Gefühl oder, wie es der Volksmund so schön sagt, das „Herz“ unterdrücken. Und sicherlich irgendwann einmal würde dieser Gegenpol gegen seine Unterdrückung revoltieren und sein Recht verlangen. Die Folgen davon kennen wir als Neurosen, seelische Konflikte und Zusammenbruch. Umgekehrt würde uns eine ausschließliche Lebensführung nach dem Gefühlsmäßigen und Vitalen zum geistlosen Wesen, zum Tier herabsinken lassen, wenn nicht das höhere Ich in uns Ordnung und Führung durch den Verstand und durch den Willen forderte. Das heißt also, daß im Menschen selbst eine harmonische Zusammenarbeit der einzelnen Teile notwendig ist, wenn er lebstätig sein will.

Genauso ist es im Betrieb. Auch in ihm finden wir die polare Schichtung von „Kopf und Herz“. Betriebsführung, technische und kaufmännische Spezialisten stellen gewissermaßen den Kopf, Arbeiter und Angestellte das Herz des Betriebes dar. Und auch hier gilt das gleiche, was wir vom Menschen gesagt haben: Ein Betrieb kann nur dann „lebstätig“ sein, wenn zwischen diesen beiden Polen der richtige Ausgleich — eben die richtige Zusammenarbeit — gewährleistet ist.

In jedem Betrieb bestehen drei Sphären,

die aber nicht isoliert nebeneinandergestellt sind, sondern oft recht weit ineinander übergreifen. Es sind dies die technische, kaufmännische und menschlich-gesellschaftliche Sphäre. Ein reibungsloses Funktionieren innerhalb und miteinander dieser Kreise ist eine unbedingte Voraussetzung zur Wirtschaftlichkeit. Im Technischen und Kaufmännischen kennen wir seit langem das Bemühen der Rationalisierungsfachleute um störungsfreien Ablauf. Was aber ist im menschlich-gesellschaftlichen Kreis zu tun? Kann man überhaupt Menschen und Menschengruppen rationalisieren? Nun, man soll sich nicht durch das seitens der Technik vielleicht etwas vorbelastete Wort „Rationalisierung“ abschrecken lassen. Sicherlich ist der Mensch keine Maschine, die beliebig um- und eingestellt werden kann, aber jeder muß einsehen, daß auch im menschlichen Bereich manches und vieles „besser“ oder „vernünftiger“ gemacht werden kann. (Rationalisieren kommt von dem lateinischen Wort ratio = die Vernunft.) Und das ist oft gar nicht so schwer. Häufig erfordert es nicht mehr als Einsicht und Verständnis. Im Betrieb als Gesamtheit bedeutet das für den „Kopf“: Kenntnis und Berücksichtigung der Einstellung und Bedürfnisse der Arbeiter und Angestellten in Plänen, Konstruktionen und Kalkulationen.

Für die Belegschaft bedeutet das: Verständnis dafür haben, daß bei Planungen die Gesetze der Vernunft und der Logik gelten und nicht die des Gefühls.

Das allein aber garantiert noch lange nicht den erstrebenswerten Zusammenklang. Vielmehr muß das Bemühen um „menschliche Rationalisierung“ schon im kleinen einsetzen, nämlich in der Arbeitsgruppe und beim einzelnen. Allerdings geht das nicht mittels Verfügungen und Anweisungen. Vielmehr ist hier jeder selbst der verantwortliche Träger:

Da ist zum Beispiel der Vorarbeiter.

Er steht mit den Arbeitern in unmittelbarem Kontakt. Er hat Arbeitsanweisungen zu geben und verantwortlich zu zeichnen für die Durchführung. Muß das aber nun unbedingt im „Kommistön“ geschehen?

Da ist andererseits der Arbeiter, der grundsätzlich die Anweisungen seines Vorarbeiters „torpediert“, weil dieser vielleicht jünger oder noch nicht so lange im Betrieb ist. Da ist die Gruppe der „Einheimischen“, die die „Zugereisten“ als Eindringlinge betrachtet.

Da sind die „alten Betriebshasen“, die den „Anfänger“ bei jeder Gelegenheit lächerlich machen oder ihn ihre Überlegenheit fühlen lassen.

Oder frage sich doch jeder selbst einmal ehrlich:

Warum fällt es mir eigentlich so schwer, das Wissen und die Erfahrung des anderen gelten zu lassen oder gar als besser anzuerkennen?

Warum fällt es mir so schwer, mich dem unbedingt notwendigen Regelwerk der betrieblichen Organisation einzufügen?

Warum neige ich dazu, die Schuld an einem Vorfall möglichst auf andere abzuwälzen?

Diese wenigen Beispiele sollen zeigen, was wir meinen, wenn wir von der

Bessergestaltung im menschlichen Bereich

sprechen. Nicht nur die technische Verbesserung einer Anlage, nicht nur die Vereinfachung eines Arbeitsablaufes, nicht nur die Verkürzung der Transportwege garantieren die Wirtschaftlichkeit eines Unternehmens und damit einen beständigen Arbeitsplatz. Auch die technisch raffinierteste Fabrikation wird niemals voll ausgenutzt werden, wenn der menschliche Sektor nicht beachtet wird und nicht intakt ist. Die hier möglichen Angriffsflächen und Reibungen sind ebensolche Bremsklötze am Fortschritt wie veraltete Methoden und Maschinen und sind somit ebenfalls — um mit einem Ausdruck der Rationalisierungsfachleute zu sprechen — „betriebliche Verlustquellen“.

Wenn jeder zu erkennen sucht, welche Arbeitshemmnisse von ihm aus ausstrahlen können, und sich dann entsprechend verhält, dann ist der erste und wichtigste Schritt zur Verbesserung der menschlichen Beziehungen getan.

Ben Esleben



Dieser Schutzhelm rettete unserem Belegschaftsmitglied Siegfried Reich aus der Zurechtereier das Leben, zumindest bewahrte er ihn vor einer schweren Schädelverletzung.

Am 13. März sprang eine Umlenkrolle am Spill aus ihrem Lager, und das hochgehende Seil schnellte vor ein Stück Streckenbogenschiene, das der in der Nähe stehende Siegfried Reich in seinen Händen hielt. Durch diesen Schlag wurde das Stück Eisen, das immerhin ein Gewicht von fast einem Zentner hatte und außerdem von kräftigen Fäusten gehalten wurde, hochgerissen und krachte dem Siegfried Reich vor den Kopf.

Gott sei Dank und vernünftigerweise trug unser Kollege einen Schutzhelm. Was wäre wohl geschehen, wenn ...?

Siegfried Reich konnte seine Arbeit am gleichen Tage fortsetzen. Der einzige Schaden, der entstand, war

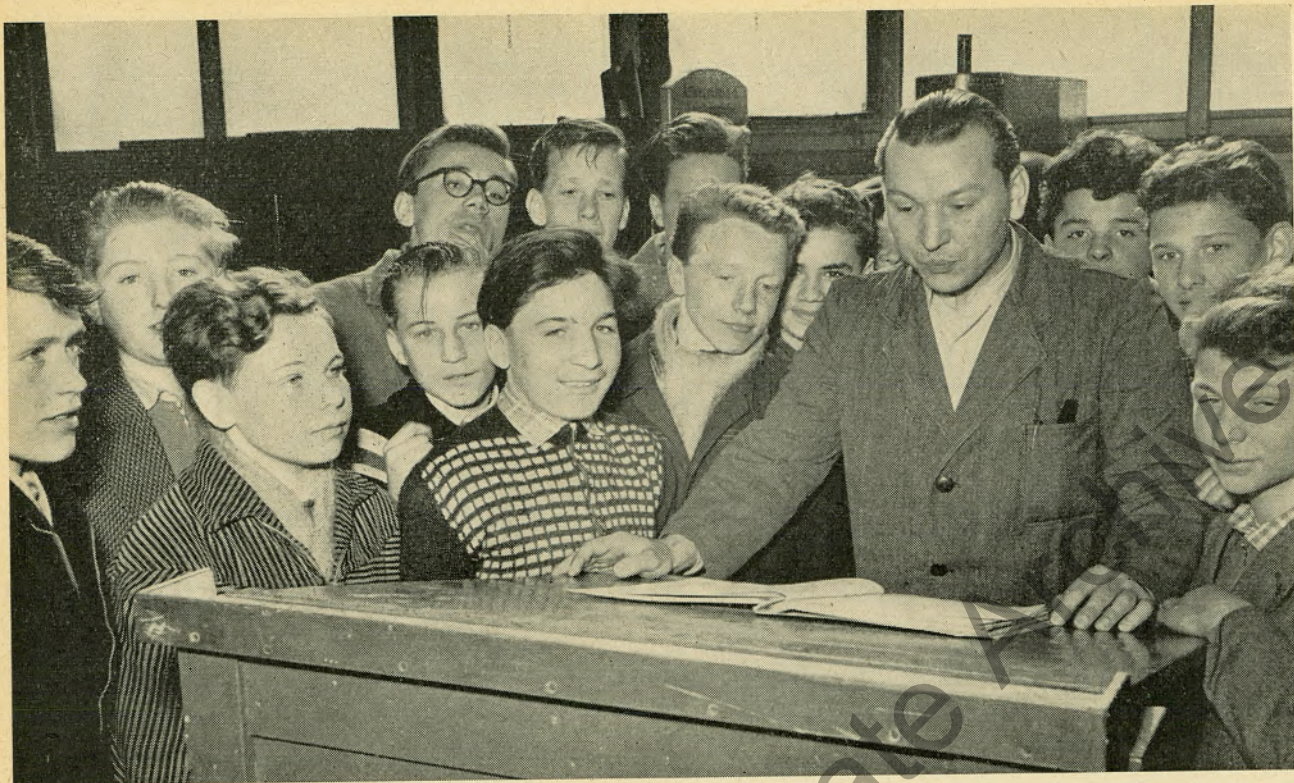
ein leichter Brummschädel und ein eingedrückter Schutzhelm.

Hier haben wir einen „schlagenden“ Beweis, daß unsere Helme nicht nur gegen herabfallende Gegenstände schützen können.

Übrigens ist dies innerhalb kurzer Zeit der zweite Fall, daß ein Helm seinen Träger vor größerem Schaden bewahrte. Etwa acht Tage vor diesem Ereignis fiel im Martinwerk III einem 1. Pfannenmann ein Bär auf den Kopf und durchschlug den Helm. Der Kollege konnte am nächsten Tage seine Arbeit wieder aufnehmen.

Diesen beiden Kollegen braucht bestimmt niemand mehr etwas von der Notwendigkeit des Schutzhelmes zu erzählen. Sie haben sie am eigenen Leibe erfahren. Denken wir stets daran, daß jedem von uns im Betrieb ein ähnlicher Unfall passieren kann.

Deshalb geht der einsichtige Arbeiter niemals ohne Schutzhelm an seinen Arbeitsplatz.



Einweisung durch den Ausbilder in die allgemeinen Verhaltensmaßregeln

IHR ERSTER ARBEITSTAG

Der erste Arbeitstag für unsere neuen Lehrlinge ist für sie der Beginn eines neuen Lebensabschnittes. Wenn dieser Tag auch auf den 1. April fiel, so war er doch kein Aprilscherz. Ganz im Gegenteil! Rund 220 junge Menschen werden nun in den kommenden drei Jahren für die verschiedenen Berufe als Lehrlinge, Anlernlinge und Praktikanten ausgebildet. Aus allen Bevölkerungsschichten mit den unterschiedlichsten Ausbildungswegen sind sie zu uns gekommen. So mannigfaltig wie das wirtschaftliche Leben ist, sind erfreulicherweise auch die Berufswünsche unserer Lehrlinge und ihre in der Zukunft liegenden Weiterbildungsabsichten.

Die gute Facharbeiterausbildung

mit einer dreijährigen Lehrzeit wird an erster Stelle gewünscht. Demzufolge werden allein in unserer Lehrwerkstatt fast 200 junge Menschen neu ausgebildet. Jedem Lehrlingsausbilder werden etwa 20 Lehrlinge zur Ausbildung anvertraut. Erfreulich sind die Wünsche der Jungen, seien es nun Volks- oder Realschüler, nach der Lehrzeit durch entsprechende Weiterbildung im Berufsleben voranzukommen. Robert M., ein frischer Junge vom Borsigplatz, wünscht nach seiner Ausbildung als Mechaniker später einmal die Meisterprüfung ablegen zu können. So und ähnlich lauten die Wünsche und Absichten vieler.

Betriebschef Freund begrüßt und verpflichtet jeden neuen Lehrling



Der Ingenieurberuf lockt

Viele Realschüler wollen nach ihrer Lehrzeit oder ihrem zweijährigen Praktikum Ingenieur werden. So sagte uns Jürgen P., daß er nach seiner Lehre als Maschinenschlosser zur Staatlichen Maschinenbauschule wolle, um das Studium für Verbrennungsmotore aufzunehmen. Bernd P. dagegen, der vom Aufbaugymnasium kam, will nach seinem Praktikum das Hüttenwesen studieren.

Doch ist dieser Weg nicht nur Schülern mit mittlerer Reife möglich. Selbstverständlich können Volksschüler bei entsprechender Weiterbildung zur Staatlichen Maschinenbauschule und dort das Ingenieurexamen ablegen. Das Tor steht also allen fleißigen und begabten Lehrlingen offen.

Die zukünftigen technischen Zeichnerinnen

Unter all den Jungen fielen die fünf Mädchen — oder auch junge Damen — sofort auf. Sie wollen technische Zeichnerinnen werden. Dazu gehört vor den beiden Jahren in der Technischen Abteilung ein praktisches Jahr in der Lehrwerkstatt. Als sie bei der Werksbesichtigung ebenfalls blaue Arbeitsanzüge trugen, konnten sie nur noch durch ihren Haarschnitt erkannt werden. Sonst glichen sie ihren männlichen Kollegen beinahe. Als wir mit ihnen sprachen, machten manche Jungen eigentümliche Gesichter, wenn es nicht sogar innere Verbeugungen waren. Diese Mädchen sind nämlich allesamt gute Mathematiker, sicher in Raumlehre und Rechnen und haben einen ausgeprägten Sinn für gutes und korrektes Zeichnen. Nach solchen Auslassungen kratzte sich mancher junge Kollege verlegen am Kopf. Christa, Ursula, Karin und Elisabeth wollen nach ihrer Ausbildung als technische Zeichnerinnen in diesem Beruf weiter tätig bleiben. Ursula K. dagegen will nach abgeschlossener Lehre noch zur Werbefachschule. Die Werbefachschule ist eine Tagesschule, die ein oder zwei Jahre besucht werden kann. Schulen dieser Art sind in Hamm und Köln. Werbeleiterinnen an großen Häusern aller Industriezweige sind nicht nur sehr gesuchte Kräfte, sondern werden zudem auch noch sehr gut bezahlt.

Praktikum für Hochschulstudium

Unter den jungen Menschen sind 16 Abiturienten, die jetzt ein halbjähriges Vorpraktikum ableisten. Das weitere halbe Jahr als Praktikum wird in den späteren Semesterferien abgeleistet. Sehr interessant bei



Wo ist der Platz der Markennummer?



Die Werkzeugübernahme müssen auch die Mädels überprüfen

Im neu „verpaßten“ Arbeitsanzug





Die „Kaufleute“ bei der ersten Akteneinsicht

ihnen war, daß sie bewußt vor der technischen Hochschulausbildung den humanistischen Bildungsweg gegangen sind. So sagte uns Walter K., daß das humanistische Ausbildungsziel besonders zum logischen Denken zwingt. Das sei für den gewählten Beruf eines Diplom-Ingenieurs geradezu eine ideale Vorbereitung. Casjen H. hingegen wählte bewußt den humanistischen Weg, um seine gesamte Ausbildung und sein ganzes Wissen auf eine breitere Grundlage stellen zu können.

Gleiche Chance für jedermann

In den ersten drei Monaten der Anlernzeit ist die Ausbildung für alle gleich. In dieser Zeit wird die Eignung für die Berufswahl ermittelt. Erst nach einem Vierteljahr wird der Lehrvertrag für den entsprechenden Lehrberuf abgeschlossen. Der Abschluß des Lehrvertrages erfolgt natürlich nur in beiderseitigem Einverständnis zwischen Betriebsleitung und Eltern. Mancher Junge wird sicherlich auch in dieser Zeit erkennen können, daß er sich für einen anderen Beruf besser eignet, als er vorher annahm. Eine solche Regelung ist für alle Beteiligten sicherlich sehr begrüßenswert und von Vorteil.

Ordnung am Arbeitsplatz

In einer Lehrwerkstatt, in der einige Hundert Lehrlinge ausgebildet werden, müssen bestimmte „Ordnungsgesetze“ von allen beachtet werden. Jeder muß seinen Arbeitsplatz peinlich sauberhalten und aufgeräumt verlassen. Die Werkzeuge müssen so gelagert sein, daß nicht ein Teil das andere beschädigt. Werkzeuge sind teuer! Die Flächen des Schraubstocks müssen blank geschmirligt und die Werkzeugschublade ausgefegt sein. Die Schieblehre bedarf besonderer Pflege. Für eine gute Arbeitsleistung benötigt jeder gute Hilfsmittel, aber auch gute Werkzeuge. Werk-

zeuge gut gepflegt, sichern bei richtiger und geschickter Anwendung eine gute Arbeitsausführung und Arbeitsleistung. Der Gebrauch aller Werkzeuge wird mit der Zeit von allen erlernt.

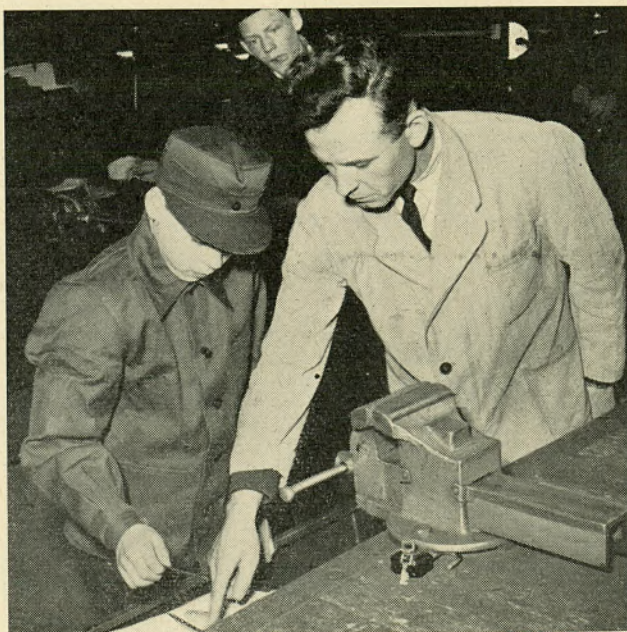
Mit frohem Mut an die neuen Aufgaben

Die Lehrzeit stellt andere Forderungen als die Schulzeit. In den ersten Tagen wird auf unsere jüngsten Werksangehörigen manches einströmen, was sie nicht immer auf Anhieb verstehen. Ein gutes Verhältnis zu den Ausbildern und echte Kameradschaft untereinander wird ihnen alles erleichtern. Es sind die sicheren Wege, die, gepaart mit Fleiß und Aufmerksamkeit, diese jungen Menschen nach zwei bis drei Jahren in die große Gemeinschaft unserer fast 15000 Hüttenleute führen.

Hinzu kommt bei alledem das stolze Gefühl, nunmehr durch die eigenen Hände dem vielfältigen Material Form und Gestalt zu geben. Die angefertigten Werkstücke, nur mit der Markennummer versehen, werden in der Lehrwerkstatt von einem Auswerter geprüft. Nach vorgeschriebenen Formblättern erhalten die Werkstücke ihre Gütenoten. So wird völlig objektiv eine genaue Beurteilung der Arbeit durchgeführt. Aus dieser Überprüfung können Fehler schnell abgestellt und beseitigt werden. So werden unsere jungen Mitarbeiter mit der Zeit an die sichere Arbeitsausführung herangeführt. Finden sie sich erst selbst in ihrer Arbeit bestätigt, so gibt ihnen das Mut, Antrieb und Anregung zu neuen Leistungen.

Helfen wir ihnen allen. Sie werden es uns immer danken.
W. B.

So hat das Werkzeug in der Werkzeugschublade zu liegen





Die Jubilare im Kreise von Vorstand und Betriebsrat

Untere Reihe von links nach rechts: Rossmann, Ruttorf, Willdau, Relth, Fischer

Obere Reihe von links nach rechts: Hibbeln, Direktor Dr. Harr, Direktor Berndsen, Betriebsratsvorsitzender Steegmann, Wisotzki

Goldene Jubilare

Es ist ein Beweis guter Verbundenheit, daß fast in jedem Monat ein oder mehrere Mitarbeiter bei uns ihr goldenes Dienstjubiläum begehen. Diesmal waren es sogar „sieben auf einen Streich“, die sich zu einer morgendlichen Feierstunde im Hauptverwaltungsgebäude mit dem Vorstand, der Betriebsvertretung, den Betriebschefs und einigen Gästen einfanden.

Arbeitsdirektor Berndsen sprach für Vorstand und Aufsichtsrat den Jubilaren in herzlichen Worten den Dank für ihre 50jährige Treue und Pflichterfüllung aus. Ihr langer Arbeitsweg wäre leider von zwei Kriegen und Inflationen durchkreuzt worden. Besonders die Bewältigung der schweren Zeit nach 1945 habe gezeigt, wie verbunden die Jubilare mit ihrer Hütte gewesen seien. Durch ihr Vorbild und ihre Unterstützung sei die Hoesch-Westfalenhütte heute wieder zu einem der bedeutendsten Werke der deutschen Schwerindustrie emporgewachsen. Das werde Vorstand und Aufsichtsrat den Arbeitsjubilaren auch nach ihrem Ausscheiden aus dem Werk zu danken wissen.

Anschließend überreichte Arbeitsdirektor Berndsen den Jubilaren die Ehrenurkunde der Stadt Dortmund sowie eine Urkunde der Hoesch-Westfalenhütte AG mit Ehrengaben.

Für Betriebsrat und Belegschaft überbrachte Betriebsratsvorsitzender Steegmann herzliche Glückwünsche. Er wünschte den Jubilaren auf ihrem weiteren Lebensweg Gesundheit und einen gesicherten Lebensabend. Die würdevolle Feierstunde wurde umrahmt von Gesangsdarbietungen des MGV „Westfalen“.

Hüttendirektor Dr. Harr (Vordergrund rechts) und Arbeitsdirektor Berndsen (Hintergrund) gratulieren den Jubilaren



... wie ein Rutengänger

Der Sicherheitsingenieur spürt Unfallquellen auf

Zwischen den bunten Schutzhelmen, die seit Wochen Werksgelände und Betriebshallen froh beleben und durch Farbe und Muster die Betriebszugehörigkeit ihres Trägers verraten, bewegt sich auch ein grauer. Dieser Schutzhelm gehört dem Sicherheitsingenieur. Auf seinen fast täglichen Kontrollgängen geht er von Betrieb zu Betrieb, von Halle zu Halle, über Treppen und Flure, quer durch Lagerplätze und über Gleisanlagen. Er kommt in die entlegensten Winkel und Ecken und taucht seltsamerweise immer dann und da auf, wenn und wo etwas nicht in Ordnung ist. Komisch! Sollte er vielleicht so was wie einen sechsten Sinn haben und von der Arbeitsschutzstelle als, sagen wir, „technischer Hellseher“ eingesetzt worden sein?

Nein, es geht alles mit rechten Dingen zu.

Wenn sich einer dem Unfall auf die Spur setzt, dann schärft jede neuentdeckte Unfallquelle seinen Blick für weitere Quellen. Und da oft Unfallquellen dem

träge dahinfließenden, breiten, wenn auch unsichtbaren Strom der Gleichgültigkeit entspringen, kann einem der Sicherheitsingenieur wohl vorkommen wie ein Rutengänger, der, plötzlichen Ausschlags gewärtig, immer wieder auf die Suche nach Wasser geht. Den „Ausschlag“ vollzieht, da er ja keine Rute trägt, seine Zunge, z. B. so:

„Mann, was nützt Ihnen die Schutzbrille, wenn Sie sie beim Brennen und Schweißen um den Hals hängen haben?! Da können Sie sie ebenso auf die hinteren Backen setzen. Ich habe hier gerade eine Lupe in der Tasche. Hier bitte. Ihr Arbeitskamerad darf Ihnen mal eben tief in die Augen gucken. Sehen Sie, in welchem Zustand sich die Hornhaut befindet? Wie 'ne Mondkraterlandschaft, was? Vielleicht denken Sie doch mal darüber nach, was daraus wohl werden kann. — Mahlzeit.“

Die Männer nehmen ihre Arbeit wieder auf. Stillschweigend schiebt „Mondauge“ seine Schutzbrille auf die Nase. Der andere sieht ihm versonnen zu. „Hm“, sagt er, „hm...“

„Keine Unfälle?“

das ist die Standardfrage des Sicherheitsingenieurs an Meister oder Vorarbeiter. „Unfälle nicht“, sagen die Frauen in der Ankerwicklei, „aber der Glasstaub springt von den Bändern aus gesponnenem Glas, mit denen wir die Anker umwickeln. Man sieht ihn nicht, so fein ist er. Er reißt uns die Hände auf und dringt sogar durch die Gewebe unserer Kleider und schädigt die Haut.“

„Sie bekommen eine Hautschutzsalbe“, verspricht der Sicherheitsingenieur, „sie bildet auf den Händen eine Schicht, die der Staub nicht durchdringen kann.“ In der Werkstatt, in der die Männer in zeitraubender Präzisionsarbeit die Anker in die Motore bauen, überzeugt er sich davon, daß es gelungen ist, durch maschinelle Verbesserungen die Staubentwicklung wesentlich einzuschränken. Nun wird man gemeinsam darüber nachdenken, ob es nicht möglich ist, den durch die Absaugung entstehenden Lärm zu dämmen. — Wer hierfür einen guten Verbesserungsvorschlag hat, für den liegt das Geld auf der Straße.

Schilder sprechen zu uns

Für den Fall, daß durch ein unvorhergesehenes Mißgeschick mal eine Schlagader getroffen wird, liegen an leicht erreichbarer und weithin sichtbar gekennzeichnete Stelle hinter Glas Arterienabbinder. Weißt du, wo?

„Achtung, nicht einschalten!“, steht auf Schildern, die man an die Schalter der in Reparatur befindlichen Maschinen gehängt hat. Wer die Warnung nicht beachtet, gefährdet sein Leben und das seiner Arbeitskameraden.

„Vorsicht, Gleis!“, sollte an einem Hallenausgang stehen, vor dem ein Eisenbahngleis führt. Wenn die Sicherungsschranke mit dem Schild fahrlässig geöffnet geblieben ist, kann natürlich niemand das Schild lesen.

Die neuen, leuchtendgelben Unfallverhütungsschilder mit schwarzer Schrift sind an den Werkseingängen so angebracht, daß jeder sie lesen muß. In acht verschiedenen, mehrfach abgewandelten Texten sagen



sie uns, wie ein „zuverlässiger, verantwortungsbewußter Arbeiter“ sich verhält. „Na klar!“, rufen sie mit solcher Überzeugungskraft, daß wir uns auf dem Wege zur Arbeitsstelle unwillkürlich überlegen: „Wenn ich hier noch ein bißchen besser aufpaßte und da die kleine nachlässige Falte in mir ausbügeln könnte, dann wäre ich auch ein „zuverlässiger und verantwortungsbewußter Arbeiter“.“

Dem aufmerksamen Beobachter dieser Schilder, die wöchentlich von Eingang zu Eingang wechselnd wandern, wird auffallen, daß sie kein Verbot, keinen Tadel, keine negative Kritik enthalten. Die positive Ansprache soll in die Tiefe unserer Seele dringen.

Immer predigen

„Muß mal eben nachsehen, ob die Leitern hier alle in Ordnung sind“, sagt der Sicherheitsingenieur. Er notiert sich, daß in einer Werkshalle der Fußboden aufgerissen ist. Dann „fällt er“ über eine Azetylenflasche, die statt des vorgeschriebenen Manometers einen dafür behelfsmäßig eingeschaubten Stopfen trägt. „Hallo, wer ist denn dafür verantwortlich?“ Und der Mann, der allein (!) aus dem Gaskeller kommt, läuft ihm natürlich direkt in die Arme. Dem „Sünder“ wird gesagt: „Gerade über Ihrem Kopfe hängt eine Warnung, die besagt, daß Sie zu Ihrer eigenen Sicherheit nur zu zweien hinuntergehen dürfen.“ „Ja“, sagt der Erwischte, „tu ich auch immer, sonst...“

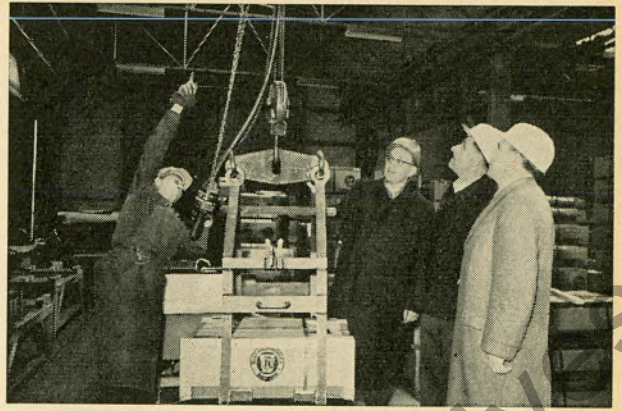
Dornen im Auge

des Sicherheitsingenieurs sind die Leute, die verbotenerweise auf Elektrokarren sitzen und sich beine-schaukelnd durchs Gelände fahren lassen. Sorgenkinder sind die Neulinge auf der Eisenbahn, die sich durch ein Dickicht von Vorschriften hindurchfinden müssen und nach etwa halbjähriger Werkszugehörigkeit noch in Extrakursen auf die strafrechtlichen Folgen eventueller Fahrlässigkeiten hingewiesen werden.

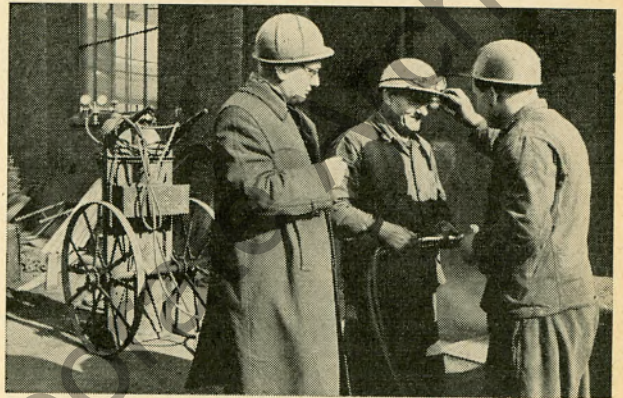
Das Seil an der Laufkatze

die tonnenschwere Blechpakete verlädt, ist ein Problem für sich. Hier kommt es zu einer regelrechten Lagebesprechung mit dem Mann, der die Katze bedient, und mit dessen Vorarbeiter und Meister: „Wie lange hält solch ein Seil? Woran merkt man, daß es schadhaft wird? Wie kann man es kontrollieren? Wie oft muß man kontrollieren? Wer soll kontrollieren? Zu lang? Zu kurz? Welche Ausweichmöglichkeiten hat der Mann beim Transport der schwebenden Last? Da muß Abhilfe, Abänderung kommen, da muß Sicherheit geschaffen werden...“

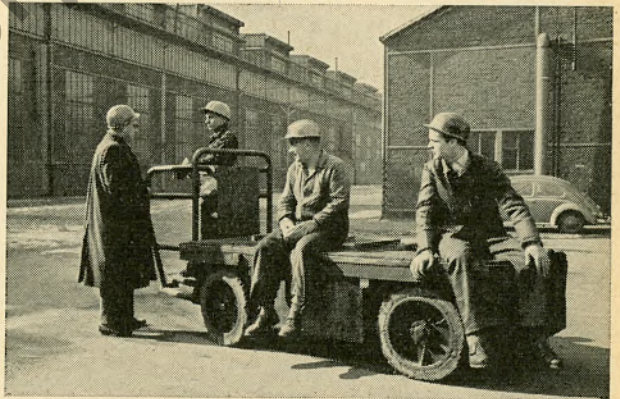
Die angesprochenen Männer an Katzen, Kranen, Karren und Maschinen sehen dem Mann im grauen Helm nachdenklich nach. Er hat ihnen auf die Finger geguckt, aber er hat es zu ihrem Besten getan, zu ihrer Sicherheit. Binnen kurzem werden die Unfallquellen, die er an ihren Arbeitsstellen und -geräten entdeckt hat, nach allen Regeln der Kunst verschlossen werden, indes er wieder von Betrieb zu Betrieb geht, von Halle zu Halle, wachsam wie ein Rutengänger.



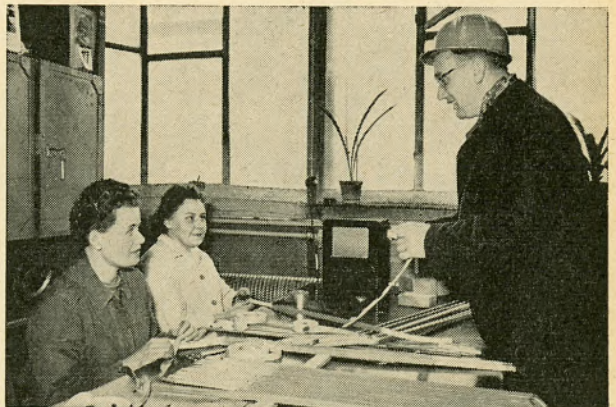
Unfallverhütungsberatung an der Laufkatze



„Was meinen Sie wohl, wie die Oberfläche Ihres Auges unter der Lupe aussehen würde, wenn Sie keine Schutzbrille trügen?“



Hier wird unseren Lesern vorgemacht, was man nicht tun soll, weil es streng verboten ist



Der feine Glasstaub in der Ankerwickerei dringt in die Haut ein

Melkpott

Wenn an der alten Brücke, dort, wo der hl. Nepomuk seit Jahrhunderten segnend den Eingang zu unserer kleinen Stadt bewachte, der träge, kleine Bach übermütig wurde und der Eisvogel, türkisfarbig schimmernd, über ihn dahinstrich, dann war Ostern nah. Dann wehten die Nußkätzchen hurtig hin und her und leuchteten zwischen den dunklen Immergrün-ranken blaue Blüten.

Weite Wege liefen wir, um Frühlingssträucher zu pflücken, und wenn wir auf den großen Wiesen, die den dunklen Wäldern vorgelagert waren, gelbe Himmelschlüssel dazu fanden, war es erst recht eine österliche Herrlichkeit. Wir konnten nie genug bekommen, liefen an großen und kleinen Bauernhäusern vorbei. Protzig und schwer lagen die umfangreichen, breiten Höfe da. „Was ich tue, ist recht!“ sagten sie. Genauso gerade und ordentlich ausgerichtet wie die Häuser standen davor die gelben Narzissen auf den strenggezogenen, mit Buchsbaum eingefassten Beeten, und sicherlich — davon waren wir Kinder fast überzeugt — würden auch die Hühner in derselben vorgeschriebenen Ordnung dem Osterhasen ihre grünen, roten und blauen Eier abliefern. Ich glaube, sie tun es heute noch. Nur in Kriegszeiten, da schienen sie mit dem Legen manchmal etwas in Unordnung geraten zu sein.

Auch unsere kleine Stadt tat sich sehr österlich. Die Jungens rasselten mit den Karfreitagsknarren durch die Straßen, um das Geläut zu ersetzen, weil doch die Glocken nach Rom geflogen waren. Auf den Straßen stiegen aus den geöffneten Fenstern der niedrigen Häuser, an denen die frischgestärkten, weißen Gardinen im Frühlingswind flatterten, herrliche Düfte von Olkrabben und sonstigem Fastengebäck in unsere Nasen. Die Gärten wurden gesäubert und beackert. — Zum Abendbrot gab es Mutzen mit Rosinen.

*

Unser Milchmann, kleiner Knecht eines großen Bauern, stand am Karfreitag unten an der Treppe unserer Wohnung und rief: „Melkpott!“ — So rief er das ganze Jahr hindurch, nicht mehr und nicht weniger. Und so nannten wir Mädchen ihn auch und riefen: „Da kommt Melkpott!“ Er klapperte mächtig mit seinen Maßen, die er aber nie zu ihrem eigentlichen Zweck gebrauchte, denn er schüttete die Milch nach „Augenmaß“, als komme er aus dem Lande, wo Milch und Honig fließt. — Der Karfreitag war der einzige Tag des Jahres, an dem er seiner morgendlichen Offerte noch zwei Worte

hinzufügte: „Billige Ostereier!“ Er trug einen riesigen Korb, gefüllt mit Eiern, am Arm — drei Pfennig das Stück.

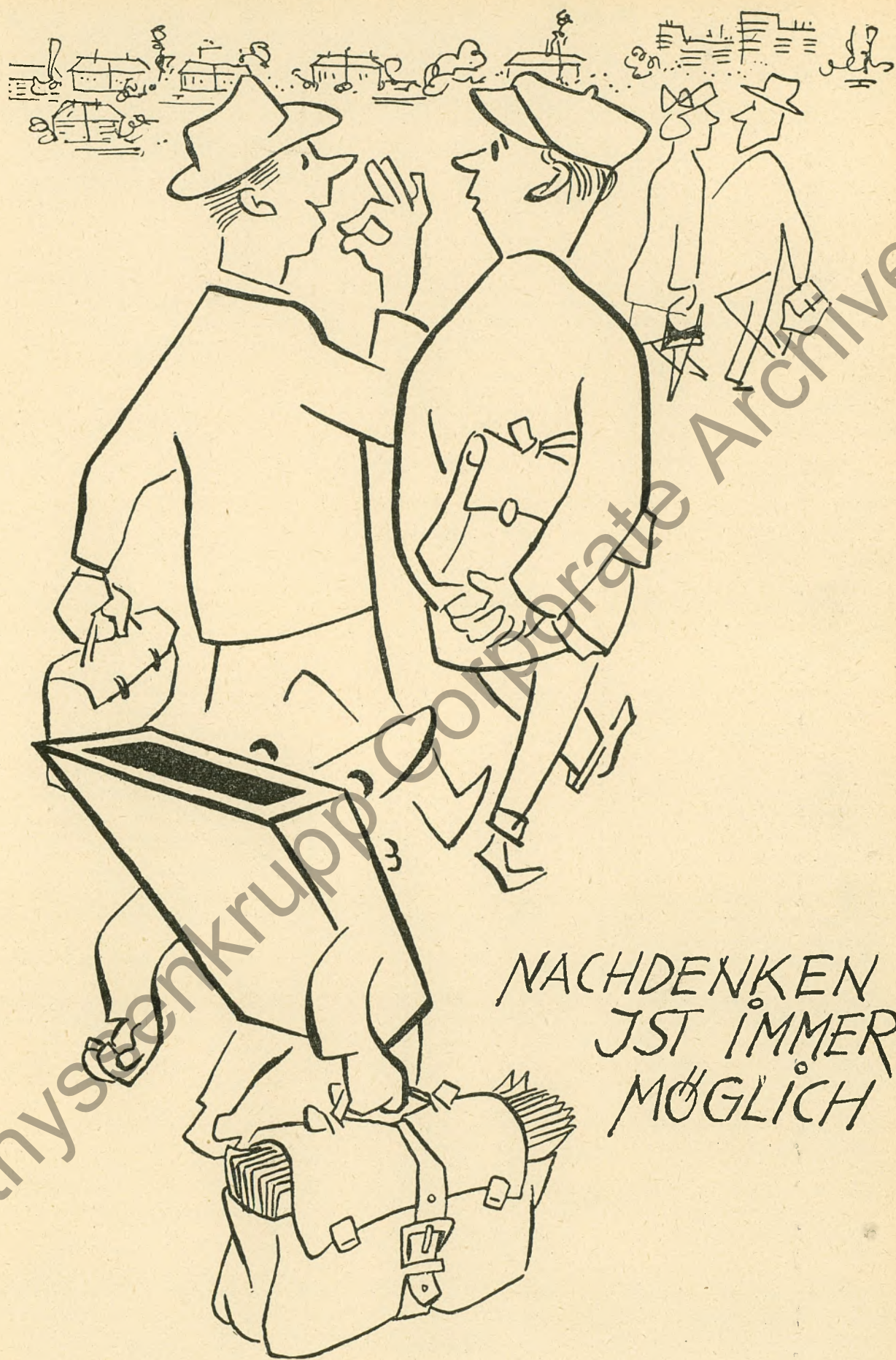
In diesem Jahr probierte ich gerade mein erstes „Erwachsenenkleid“ für Ostern an, als sein melodischer Ruf durchs Haus schallte. Ich lief in dem neuen Kleid die Treppe hinab. Melkpott starrte mich fassungslos an, schüttete dann mindestens einen halben Liter zuviel in meinen Milchtopf, knickte aufgeregt ein paar Eier ein und sagte dann: „Ich mag di ver-dummt gern lieden!“

An dies alles erinnerte ich mich, als die große Not unserer Zeit nach dem letzten Krieg mich wieder, halb verhungert, in die ländliche Heimat reisen ließ. Vielleicht erinnerte man sich meiner noch aus dieser längst vergangenen Zeit. Mein erster Weg ging zu jenem großen Bauern, dessen kleiner Knecht mir einmal jene seltsame Liebeserklärung gemacht hatte. Bauer und Bäuerin erkannten mich nicht mehr, und so mußte ich alle Fragen beantworten, wer mein Vater und mein Großvater sei, ja, was für eine Gebürtige meine Großmutter und Urgroßmutter gewesen seien, und wo meine Onkel und Tanten lebten. Ich strengte mein Gedächtnis an und

schielte dabei hoffnungsvoll nach dem Wiemen, der Speck und Osterschinken verhieß. Bei soviel Anteilnahme mußte ja wohl allerlei herauspringen. — Als schließlich meine Stimmbänder streiken wollten, fragte ich schnell, mit einem unmißverständlichen Blick zum Wiemen, ob vielleicht — und so weiter. — „Do ehr'n Ei!“ sagte die Bäuerin zur Magd, und der Bauer drückte sich verlegen zur Tür hinaus. Höhnisch grinsten die Schinken im Wiemen, und der Hund knurrte. Am Ausgang des Hofes kam ich an dem kleinen Häuslerhaus vorüber. Die Tür öffnete sich eben. Ich stand dem „Melkpott“, nun einem behäbigen, freundlichen Manne, gegenüber. Er erkannte mich sofort. Ich müsse seine Frau und seine Kinder kennenlernen, sagte er fröhlich. Als ich das Haus wieder verließ, war meine Tasche mächtig geschwollen. „Ich hab Ihnen forts wiedererkannt“, sagte er, als ich mich bedankte. „Ich Sie auch“, sagte ich und dachte an seine damalige Liebeserklärung. Er legte väterlich die Hand auf meine Schulter: „Das freut mir“, lächelte er, „wenn wir auch beide nicht schöner geworden sind!“

Lydia Tilgner





NACHDENKEN
IST IMMER
MÖGLICH

UNSERE EHRENTAFEL

Verdienstvolle Mitarbeiter

Gustav Alexander, Stahlwerke: Sein Vorschlag über die Fertigung von Tauchköpfen für Thermoelemente aus Elektronenresten des Elektroofens war bereits vor einem Jahre hoch prämiert worden. Der Vorschlag hat sich so gut bewährt, daß eine nochmalige Prämierung vorgenommen wurde.

Wilhelm Stahl, Waggonwerkstatt: Auch dieser Vorschlag, der eine Änderung der Düsen an den HOS-Pfannen herbeiführte, hat sich so gut bewährt, daß eine weitere Prämierung, die jetzt den achtfachen Betrag der ersten Prämie ausmacht, erfolgt ist.

Wilhelm Niesler, Kaltwalzwerk: Auf seinen Vorschlag hin, die Kühlung des Fettes bei der Verzinnerei in einem Zwischenbehälter vorzunehmen, wurde die jetzt angewandte Kühlung entwickelt.

Ludwig Röllecke und Günter Gleba, Halbzeugstraße: Der Vorschlag, jedem Motor des Schleppers an der Halbzeugstraße einen gesonderten Steuerautomaten zu geben, wird gewiß Vorteile bringen und soll bei Gelegenheit verwirklicht werden.

Martin Müller, Maschinenabteilung Stockheide: Die bereits im Januar 1955 vorgeschlagene Änderung des Führerkorbes des Verladekranes in der Halle IV des Kaltwalzwerkes, für die damals eine Belohnung gezahlt wurde, hat sich als besser herausgestellt als zuerst angenommen wurde, so daß eine zusätzliche Belohnung als zweckmäßig angesehen wird.

Ernst Nasgowitz, Phosphatfabrik: Durch die gelegentliche Unachtsamkeit konnte es schon passieren, daß die Rohrmühlen und Kugelmühlen eingeschaltet wurden, ohne daß der Anlasser vorher auf „O“ stand. Dieser Zustand ist jetzt geändert worden, so daß bei falschem Einschalten ein Flammenbogen nicht mehr entstehen kann. Ebenfalls auf seinen Vorschlag hin ist die Schutzvorrichtung an den Tellerspeisern jetzt mittels Scharnier angebracht worden, so daß man sie nur hochzuklappen braucht, bei irgendwelchen Reparaturen aber nicht entfernen kann. Hierdurch kann nicht mehr vergessen werden, die Schutzvorrichtung nach vollzogener Reparatur wieder aufzustellen.

Jubilare April 1958

50

FISCHER, FRIEDRICH
Eisenbahnwesen

REITH, HEINRICH
Thomaswerk

ROSSMANN, KARL
Maschinenabteilung

RUTTORF, AUGUST
Drahtverfeinerung

WILLDAU, FRANZ
Neubauabteilung

HIBBELN, WILHELM
Werksaufsicht

WISOTZKI, THEOPHIL
Kaliberwalzwerke

40

LEHNERT, ADOLF
Stahlwerk I/II

SOKOL, FRIEDRICH
Drahtverfeinerung

KIRCHHOFF, JOSEF
Mechanische Werkstätten

SCHREIBER, AUGUST
Kaliberwalzwerke

FISCHER, WILHELM
Eisenbahnwesen

KOWALSKI, JOHANN
Thomaswerk

HANSMEIER, FRIEDRICH
Elektrotechnische Abteilung

DIEKNER, MANFRED
Walzwerk IV

FETTING, ERICH
Verfrachtung

LEY, ARTUR
Verfrachtung

WERKMEISTER, PAUL
Betriebskrankenkasse

KORTE, ERNST
Eisenbahnwesen

MUHLENSCHULTE, PAUL
Mechanische Werkstätten

RINKEWITZ, WILHELM
Stahlwerk I/II

25

REDWITZ, KARL
Werksgärtnerei

ACKERMANN, FRITZ
Breitbandwalzwerk

MARTENS, WILHELM
Bauabteilung

WALTER, HEINRICH
Kaltwalzwerk

SCHRULL, JOHANN
Drahtverfeinerung

WILLMANN, FRANZ
Maschinenabteilung

SCHNEIDER, LEOPOLD
Breitbandwalzwerk

HEINZ, HEINRICH
Kaliberwalzwerke

Verdienstvolle Mitarbeiter

Gerhard Janke, Elektrotechnische Abteilung: Der Weg für die Elektriker zu den Rohgasfackeln durch die neue Steigeleiter ist wesentlich vereinfacht, so daß Störungen schnell beseitigt werden können und die Arbeit erleichtert wird.

Gerhard Peuse, Maschinenabteilung Stahlwerke: Der Betrieb will den Galgen für die Reparaturen an Laufkränen anbringen, allerdings hierbei einige konstruktive Änderungen vornehmen.

Ernst Schulz, Qualitätsstelle: Durch die von ihm vorgeschlagene Anbringung eines Handgriffes für das Magnet-Test-„Q“-Gerät wird das Arbeiten an diesem Apparat erleichtert.

Heinrich Pantel, Elektrostahlwerk: Die Anhängenvorrichtung für die Schlackentöpfe ist ähnlich, wie vorgeschlagen, geändert worden und führt mit einem bereits früher gemachten Vorschlag, den ein anderer gemacht hat, zu einer Lösung.

Franz-Josef Füchtenschmieder, Telefonwerkstatt: Der Betrieb hat auf seinen Vorschlag hin einen Schutzkasten für den Riemenantrieb in der Schreinerei Stockheide anbringen lassen, so daß Unfälle an dieser Stelle vermieden werden.

Arthur Müller, Breitbandwalzwerk: Die vorgeschlagene Änderung der Zünddrahtreinrichtung an den Handflämmern vermeidet ein Verklemmen des Betätigungsdrahtes der Zünddrahtreinrichtung und hat sich gut bewährt. Sämtliche Geräte der betreffenden Type werden nach diesem Vorschlag umgebaut.

Kurt Neumann, Elektrotechnische Abteilung: Die Abdeckplatten über den Fahrtmotoren am Gießwagen Thomaswerk werden wie vorgeschlagen geändert, so daß dann eine bessere Wartung dieser Aggregate möglich ist und größere Stillstände vermieden werden.

Albert Büttner, Maschinenabteilung: Der Vorschlag, die Kühlschläuche an den Ofentüren an den Martinöfen nicht mehr mit Asbestschnur, sondern mit Asbesttöchern zu umwickeln, hat sich bestens bewährt. Die Lebensdauer der Schläuche wird verlängert.

„Talente sind wichtiger als Uranerz“

Im Jahre 2000 wird die Menschheit auf fünf Milliarden Erdbewohner angewachsen sein. Die Wissenschaftler, die mit mathematischen Formeln versuchen, die Entwicklung der Erdbevölkerung im voraus zu berechnen, prophezeien uns, daß um die Zweijahrtausendwende rund zwei Milliarden Menschen in der Industrie tätig sein werden. Diese rasante Zunahme der Erdbevölkerung verdanken wir der Technik und der Wissenschaft. Diese aber werden dadurch ihrerseits wiederum vor gewaltige Aufgaben gestellt. Nach Voraussagen der gleichen Experten benötigen wir zur Bewältigung dieser Aufgaben ein 15-Millionen-Heer von Technikern und Wissenschaftlern.

Wettlauf des Lernens und des Wissens

Der Leiter des „Deutschen Instituts für Talentstudien“, Reinhold Schairer, zieht aus alledem folgende Schlußfolgerungen: „Die Felder der künftigen Entscheidungen sind die Schulen, die Laboratorien und die wissenschaftlich gelenkten Produktionsstätten. Innerhalb dieses Rahmens werden die größten Entscheidungen der Weltgeschichte fallen. Die Frage ist, welche Länder, welche Bevölkerungsgruppen werden in dem neuen Wettlauf des Lernens und des Wissens, des Forschens und des Gestaltens die Führung gewinnen.“

Und als intimer Kenner aller Nachwuchssorgen, die nicht nur uns bedrücken, fügt er mahnend hinzu: „Talente sind heute wichtiger noch als Uranerz.“

Unser Fehlbedarf: 40 000 Ingenieure

Niemand wird bestreiten, daß auch in unserem Volk noch ein großes, unaufgeschlossenes Reservoir von Talenten schlummert. Tatsache ist aber, daß die Bundesrepublik heute auf dem Felde der Schulen, der Fachschulen, der Hochschulen und der Forschungsstätten von anderen Ländern überflügelt worden ist. Hinzu kommt noch, daß die Wirtschaft einen Fehlbedarf von über 40 000 Ingenieuren meldet, der Jahr für Jahr noch immer ansteigt.

Diese alarmierenden Feststellungen haben Reinhold Schairer veranlaßt, eine Reihe von Sofortmaßnahmen zur Bildungsförderung im Jahre 1958 vorzuschlagen. Dazu zählen die Schaffung von Einrichtungen und die Ausbildung von Experten, deren Aufgabe es ist, aus den Arbeitnehmern diejenigen auszuwählen und für den Aufstieg und für höhere Funktionen auszubilden, die in der Praxis besondere Fähigkeiten gezeigt haben.

Darüber hinaus befürwortet Schairer die Gewährung großer „Spätstipendien“ an Männer und Frauen zwischen 25 und 50 Jahren, die sich ebenfalls in der Praxis besonders bewährt haben. In den besten Stellen des In- und Auslandes sollen sie neue Erkenntnisse und Erfahrungen erwerben, um nach ihrer Rückkehr ihre Funktionen besser ausüben zu können.

Zur Durchführung eines großzügigen Programms der „Spätstipendien“ wird vorgeschlagen, eine „Talentstiftung des deutschen Volkes“ zu schaffen. Nach einem Kostenvoranschlag werden dazu fürs erste einmal 7,5 Millionen DM benötigt.

Gesamtfinanzplan für zehn Jahre

Die finanziellen Mittel zur Verwirklichung dieser und anderer Sofortmaßnahmen sollen nach Auffassung von Schairer in erster Linie aus

In Ausübung ihres Berufes verunglückten tödlich unsere Belegschaftsmitglieder

Helmut Stenzel
Martinwerk II

Karl-Heinz Ruhrs
Maschinenabteilung

Vorstand, Betriebsvertretung
und Belegschaft betrauern ihren
Tod und werden ihnen ein
ehrendes Gedenken bewahren.

Auch Kleinigkeiten kosten Geld

In den USA hat man errechnet, daß im Durchschnitt nur etwa 30 Prozent aller Büroklammern ihrer eigentlichen Bestimmung zugeführt werden. Die anderen, sagt man, seien in Gesprächen verbogen worden, hätten als Haarklammern, Pfeifenreiniger und Manikürinstrumente gedient oder seien sogar von Kindern verschluckt worden. Eine nette Story — fast belanglos, wenn sie uns nicht auf jene vielen unbedeutenden Kleinigkeiten hinweisen würde, denen wir im Büroalltag überhaupt keine Bedeutung mehr beimessen. Was kosten schon Büroklammern, Bleistifte, Papier oder Telefongespräche, Licht, Briefumschläge, Radiergummi oder Klebestreifen, was kosten dem Werk schon die paar Minuten, die man für kurze private Dringlichkeiten von der Arbeitszeit abknappt. Es bezahlt ja.

Wer so leichtfertig mit unserem eigenen privaten Kapital umginge, dem würden wir freilich gehörig „den Marsch blasen“. Sollten wir nicht ab und zu auch daran denken, wenn wir im Büro mit Klammern die Pfeife reinigen oder das Licht achtlos brennen lassen?

Zuständigkeiten

Zwischen den beiden Extremen einer täglich von neuem improvisierten Unternehmungsführung mit weitgehender Unklarheit der Zuständigkeiten und schlechter Abstimmung der Teilleistungen einerseits und einer bis ins einzelne ausgetüftelten, bürokratisch-verknöcherten Bindung jeder einzelnen Arbeitskraft und ihrer Betätigungen gilt es immer wieder diejenige Ordnung zu finden, bei welcher die schöpferischen Impulse von oben möglichst förderlich und ungehindert in alle Einzelarbeit einfließen können und in welcher dem einzelnen Mitarbeiter bei aller Ein- und Unterordnung ein Höchstmaß freien Auswirkens seiner individuellen Fähigkeiten gestattet ist.

Professor Erich Schäfer

Der Unersetzliche

Er wußte alles, kannte jeden,
er konnte wie ein Pfarrer reden
und schufteten wie vier starke
Männer,
er war der allerbeste Kenner

des Werkes und der Produktion,
es schätzten selbst die Direktion,
Betriebsrat und Abteilungsleiter
ihn als den klügsten Mitarbeiter.

Wenn er das Werk betrat
(ein Brocken,
einsvierundachtzig ohne Socken!),
so schien vor Ehrfurcht selbst
das Brummen
aller Maschinen zu verstummen.

Kurzum: sein Können war
unschätzbar,
genial, enorm und unersetzbar ...
— Als er mal Urlaub machte, ging's
auch ohne dieses, allerdings.
Aladin

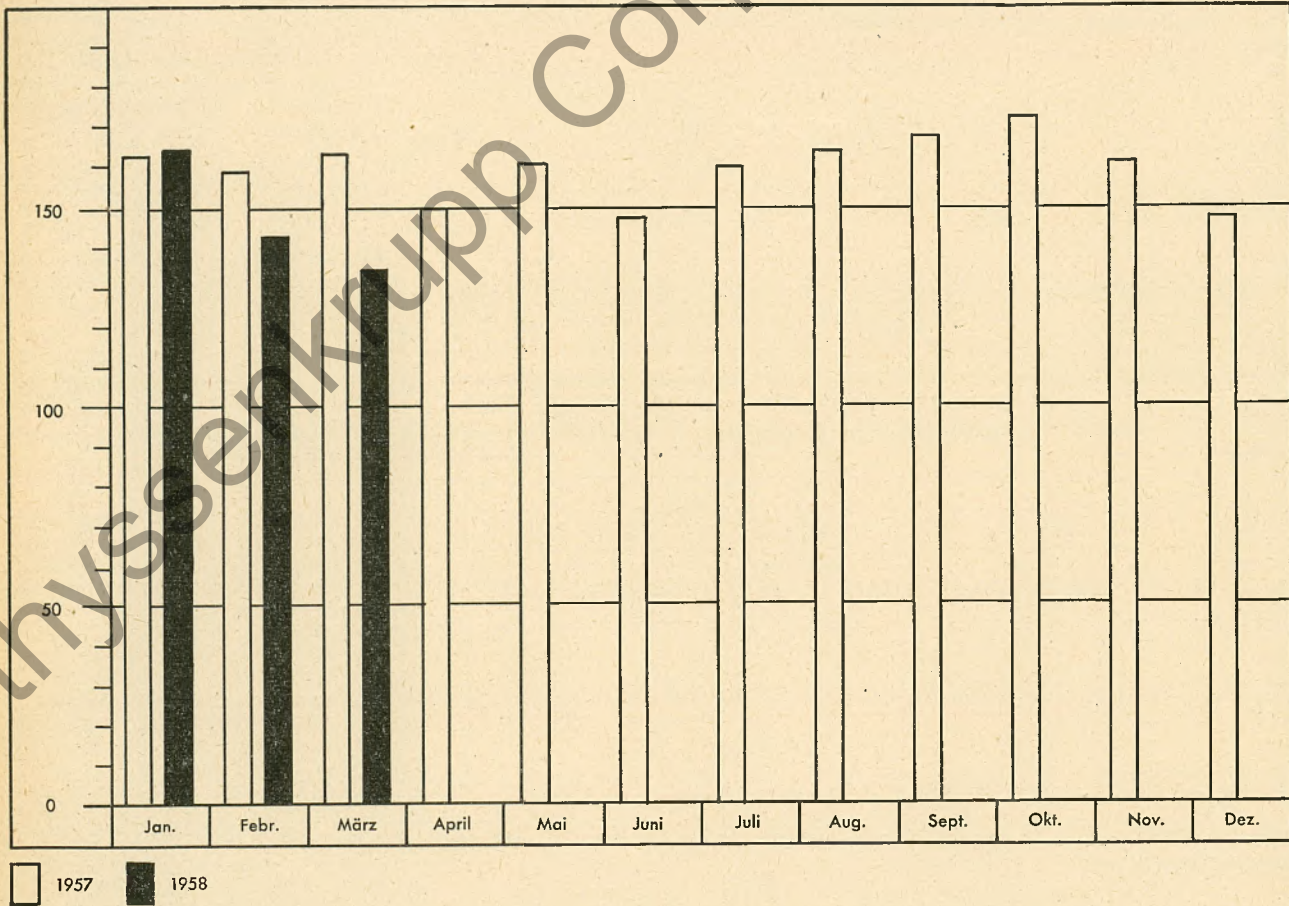
staatlichen Quellen kommen. Für die innerbetriebliche Ausbildung und für die „Spätstipendien“ hofft man auf Mittel der Bundesanstalt für Arbeitsvermittlung und Arbeitslosenversicherung. Im übrigen hält man es für dringend wünschenswert, daß die Werte und Arbeitserträge des Volkswagenwerkes mit größter Beschleunigung in den Dienst dieser Bestrebungen gestellt werden, indem diese Werte für die Förderung des Nachwuchses in Form einer Stiftung festgelegt und nutzbar gemacht werden.

Um aber erst einmal eine genaue Übersicht über die erforderlichen Mittel zu bekommen, ist die Aufstellung eines großen Gesamtfinanzplanes für die Bildung in den kommenden zehn Jahren erforderlich.

Und wo bleibt die TH Dortmund?

So gut die Erkenntnisse von Schairer sind — wichtiger als die Auslese von jungen und älteren Begabten ist uns die Schaffung von entsprechenden Ausbildungsstätten, die nahe an das Gebiet herangebracht werden müssen, in dem sich die zweifellos vorhandenen Begabten zusammenballen und in dem durch die Ortsnähe — deshalb: Wohnen bei der Familie, äußerstenfalls kurzer und deshalb billiger Anfahrweg — die Stipendien nur relativ gering sein brauchen: das dichtbesiedelte Ruhrgebiet. Eine Durchführung des Schairerplanes setzt die Errichtung einer technischen Hochschule in Dortmund geradezu voraus.

UNSERE ROHSTAHLERZEUGUNG IN 1000 TONNEN



Monatsdurchschnitt 1957 = 146 306 t Nachkriegshöchstherzeugung Okt. 1957 = 175 330 t Vorkriegshöchstherzeugung März 1939 = 123 536 t

TECHNIK und PRODUKTION

Ruhiges Wachstum der Konjunktur

In der weltwirtschaftlichen Konjunktur, so schreiben die „Wirtschafts-Blätter“ der Bank für Gemeinwirtschaft in ihrem Monatsbericht, zeichnet sich schon seit geraumer Zeit eine rückläufige Bewegung ab. Auf den Rohstoffmärkten herrscht Baissestimmung, und für die davon betroffenen Länder ergibt sich eine Schmälerung der Kaufkraft. Die Regierungen vieler anderer Staaten sind aus Sorge vor drohender inflationärer Entwicklung zu einer strafferen Geld- und Kreditpolitik gezwungen. Es ist daher zu verstehen, wenn im Augenblick pessimistische Äußerungen gläubiger denn zuversichtliche aufgenommen werden. Zum Teil mag die Erklärung hierfür darin liegen, daß man sich zu sehr auf die hohen Expansionsraten der Vergangenheit eingestellt hatte und daher jetzt dazu neigt, eine Verlangsamung des Fortschrittempos schon als Rückschritt zu betrachten. Der wirtschaftliche Ablauf war stets auch von psychologischen Einflüssen beherrscht. Gute Zeiten beleben die Phantasie und den Wagemut der Unternehmer und verstärken damit ihren Auftrieb. Umgekehrt aber wirken Hemmungen dämpfend und können sich aus einem ungerechtfertigten kurzfristigen Pessimismus heraus zu einer echten Depression entwickeln. Gerade das Psychologische, das Unwägbare, spielt in einer solchen Situation eine große Rolle.

Das Bundeswirtschaftsministerium kommt bei einem Vergleich der Konjunkturtendenzen in den großen Industrieländern der Welt und in der Bundesrepublik zu der Feststellung, daß sich die Lage in Westdeutschland deutlich abhebe beispielsweise von der Lage in den USA. Die Wirtschaft der Bundesrepublik zeige ein ruhiges Wachstum, das einer Stetigkeit nicht entbehre. Es wird hervorgehoben, daß sich die Anzeichen für eine Belebung der Investitionstätigkeit mehren. Das durch die statistischen Daten vermittelte Bild der gegenwärtigen Wirtschaftslage sieht nach Meinung des BWI nicht nach einem Konjunkturrückgang aus und widerspricht damit den pessimistischen Äußerungen, die in den letzten Wochen zu hören waren.

Das feinste Stahldrahtgewebe der Welt

Wenn von Eisen und Stahl die Rede ist, verbinden sich damit zumeist Vorstellungen aus der Welt des Großen und Schwergewichtigen. Aber auch in den Bereichen der hundertstel und tausendstel Millimeter spielt Stahl in den winzigsten Abmessungen eine ebenso wichtige wie interessante Rolle. Hier wird heute in Spezialvorrichtungen bei der Verarbeitung von Stahldrähten ein phantastisch anmutender Grad von Verfeinerung erzielt. Er ist erforderlich, weil diese dünnen und dünnsten Drähte wie die feinsten Stoffäden in der Textilindustrie auf Webstühlen verwebt werden.

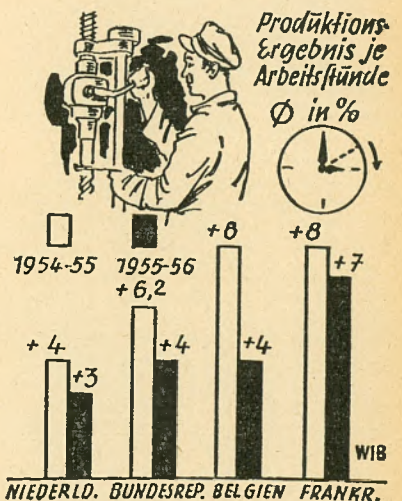
Diese Feinstdrähte unterbieten die Stärke eines Menschenhaares von etwa 0,05 mm Durchmesser sehr erheblich. Der Durchmesser eines der bisher feinsten Webdrähte aus Stahl beläuft sich nämlich auf nur 0,025, also auf 25 tausendstel Millimeter. Auf 10 Millimeter des Feingewebes entfallen 200 Maschen, auf einen Quadratzentimeter Gewebe nicht weniger als 40 000.

Die aus den Feinstdrähten hergestellten Gewebe werden in der Hauptsache verwendet für Mahlfineheitsbestimmungen bei Staub- und Zementuntersuchungen, ferner bei Filtergeweben für die Ausscheidung von Fremdkörpern aus der flüssigen Nylon- oder Perlonmasse, für die Reinigung von Kraftstoffen, Farben und Lacken, für die trockene Absiebung zahlreicher pulverfeiner Materialien. In der Drucktechnik gewinnen die Schablonengaze aus Stahldrahtgewebe für den Siebdruck auf Glas, Papier, Textilien, Plastik oder Hartfaserplatten immer größere Bedeutung, und neuerdings werden auch Schaltungen in den Chassis von Radio-, Telefon- und anderen Apparaten im Siebdruckverfahren hergestellt, und zwar an Stelle der früheren mühsamen Verdrahtung nun in einem Arbeitsgang.

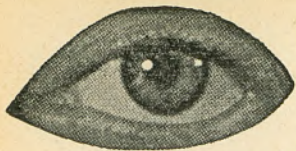


Die jetzt vorliegenden Ergebnisse der Statistik für Berufsberatung für 1955/56 zeigen, daß die meisten Jungen einen kaufmännischen Beruf ergreifen wollen. Von 1000 Jungen hatten sich 116 für diesen Zweig entschieden. Dabei wurde festgestellt, daß der Wunsch, Einzelhandelskaufmann zu werden, wieder häufiger geäußert wird. An der zweiten Stelle der Berufswünsche stehen mit 74 von 1000 die Maschinenschlosser, gefolgt von den Maurern mit 59, den Kraftfahrzeughandwerkern mit 57 und den Verwaltungs- und Bürohilfern mit 24. Die Berufswünsche der Mädchen erstreckten sich im wesentlichen auf fünf Berufe. Hier entschieden sich 40 Prozent für kaufmännische und Büroberufe.

Geringe Zunahme



Von 1955 bis 1956 war in den westeuropäischen Ländern eine geringere Produktivitätssteigerung zu verzeichnen als von 1954/55. Das durchschnittliche Produktionsergebnis je Arbeiterstunde erhöhte sich beispielsweise in der Bundesrepublik 1955/56 um 4%, während es 1954/55 noch um 6,2% gestiegen war. Für Frankreich und Italien wird ein Zuwachs von 7% gegenüber 8% im Vorjahr angegeben, für Belgien 4% gegenüber 8%, für die Niederlande 3% gegenüber 4% und für Österreich, Dänemark und Schweden von je 2% gegenüber 3,2% und 4%.



BLICK IN DIE PRESSE

Lebenshaltung wurde teurer

Die Lebenshaltungskosten haben sich nach den Berechnungen des Statistischen Bundesamtes im Laufe des Jahres 1957 um durchschnittlich 3,3 Prozent erhöht. Am stärksten war die Steigerung mit 5 v. H. bei der Bekleidung. Ihr folgten die Ernährungsgüter mit 3,8 Prozent, Hausrat mit 3,7 Prozent, Reinigung und Körperpflege sowie Bildung und Unterhaltung mit je 3,6 Prozent, Ausgaben für den Verkehr mit 3 Prozent, Heizung und Beleuchtung mit 2,7 Prozent sowie Mieten mit 1,4 Prozent. Lediglich Getränke und Tabakwaren ermäßigten sich um 1,2 Prozent. Der Index der Verkaufspreise des Einzelhandels hat sich seit Dezember 1956 um fast 3 Prozent erhöht. In dem Ausweis des Statistischen Bundesamtes sind die in letzter Zeit eingetretenen Preiserhöhungen, beispielsweise bei Brot, noch nicht enthalten.

Umgerechnet auf Basis 1950 = 100 lag der Preisindex für die Lebenshaltung im Dezember 1957 bei 118 oder gegenüber 1938 bei 183. (Die Welt)

Spartätigkeit seit 30 Jahren konstant

Trifft die weitverbreitete Behauptung zu, daß die breite Masse heute kaum mehr an das Sparen denkt, sondern ihr gesamtes Einkommen sofort zu verbrauchen wünscht? Diese Frage wird in einer jetzt von der Deutschen Schutzvereinigung für Wertpapierbesitz veröffentlichten aufschlußreichen Untersuchung geklärt, in der jeweils die Spartätigkeit in den Zeitabschnitten 1950—1955, 1934—1939 und 1924—1929 zum Vergleich herangezogen wurde. Dabei kam man zu dem bemerkenswerten Ergebnis, daß Sparfähigkeit und Sparwille in Deutschland im Verhältnis zu den früheren Zeiträumen trotz der Enttäuschungen durch zwei Inflationen dem Umfang nach ungefähr gleichgeblieben sind. Die Tatsache wird auch insofern als beachtlich bezeichnet, als die Abzüge vom Einkommen für Steuern und Sozialversicherungsbeiträge inzwischen erheblich zugenommen haben. Allerdings hat sich eine weitgehende Verlagerung hinsichtlich der Sparformen vollzogen. Der Anteil der Spareinlagen einschl. Bauspareinlagen an der gesamten Ersparnisbildung hat sich seit 1924—1929 von 42,2 Prozent auf 63,8 Prozent erhöht, und auch der Anteil der Lebensversicherungen zeigt eine starke Zunahme von 5,5 auf 17,5 Prozent, während der Anteil des Wertpapiersparens im gleichen Zeitraum von 50,7 auf 18,7 Prozent zurückgegangen ist. Diese Umschichtung wird darauf zurückgeführt, daß die-

jenigen Kreise, die früher viele Ersparnisse dem Kapitalmarkt zur Verfügung stellen konnten, heute dazu nicht mehr in der Lage sind. In der Veröffentlichung wird andererseits darauf hingewiesen, die Feststellung, daß die Spartätigkeit keine negative Entwicklung genommen hat, bedeute noch nicht, daß sie auch volkswirtschaftlich ausreichend war. Nach den heutigen wirtschaftswissenschaftlichen Erkenntnissen sollte die freiwillige Ersparnisbildung ungefähr gleich groß wie die Netto-Anlagen-Investitionen sein. Im Zeitraum 1924—1929 hätte sie sogar die Investitionen überstiegen und im Zeitraum 1934—1939 immerhin noch zu rd. 80 Prozent gedeckt. Dagegen sei die Deckung 1950—1955 auf rd. 27 Prozent zurückgegangen, und dieses bedenkliche Mißverhältnis habe dazu geführt, daß die Investitionen über den Preis und aus Überschüssen der öffentlichen Hand finanziert wurden. Wenn man das jetzt ändern wolle und eine breitere Privateigentumsbildung wünsche, so müsse die Vermögensbildung bei dem einzelnen begünstigt und bei den Unternehmen und der öffentlichen Hand erschwert werden. (Frankf. Rundschau)

Beamtengehälter — Gehälter in der Industrie

Mit der jüngsten Besoldungserhöhung erhalten viele Beamten Bezüge, die sich sehen lassen können. Ein Regierungsrat in der Stadt Hannover, verheiratet und Vater von zwei Kindern, bekommt zum Beispiel jetzt ein Anfangsgehalt von monatlich 861 DM und ein Endgehalt von 1421 DM. Als Teile der neuen Gehaltstabelle für Beamte des höheren Dienstes in einem Kreis von Wirtschaftlern bekanntgegeben wurden, gab es durchweg erstaunte Gesichter. Der allgemeine Eindruck war, daß damit die Legende von den höheren Gehältern in der Wirtschaft zu bestehen aufgehört habe. Das Vorstandsmitglied eines großen Industrieunternehmens konnte in diesem Zusammenhang mit einem überzeugenden Gegenbeispiel dienen. Der Unternehmer hatte vor kurzem den altbekannten Vorwurf von der besseren Bezahlung in der Wirtschaft auch von einigen Professoren hinnehmen müssen. Der Industrielle hat daraufhin die Professoren gefragt: „In unserem Unternehmen sind 1200 Angestellte tätig. Wie viele dieser Angestellten — die wenigen Vorstandsmitglieder ausgenommen — erhalten wohl monatlich Bezüge von über 1500 Mark?“ Die Professoren schätzten, es würden wohl an die dreihundert sein. Ausgeschlossen, entgegnete der Industrielle. Es würden höchstens etwa vierzig sein. Um die genaue Zahl zu erfahren, wurde das Büro des Unternehmens angerufen. Ergebnis: Genau 28 der 1200 Angestellten dieses Industriebetriebes beziehen ein Monatsgehalt von über 1500 Mark. Eine Auskunft, die die Professoren überraschte, zumal sie noch berücksichtigen mußten, daß mit dem Gehalt eines Angestellten in der Industrie in der Regel keine so hohe Altersversorgung verbunden ist wie mit einem Beamtengehalt. (Frankf. Allg. Ztg.)

Der Brotpreis

Der Brotpreis gehört zu den politischen Preisen. Und wenn er jetzt um einige Pfennige erhöht wurde, weil die Getreidesubventionen fortfallen, die Kohle teurer geworden ist und die Löhne gestiegen sind, so mögen das durchaus Gründe sein, die einleuchten. Weniger einleuchtend ist, daß teilweise die Bäcker bei den Brötchen aus rechnerischen Gründen aus einem halben Pfennig einen ganzen machten.

Unverständlich ist aber das Bemühen, unsere Sorgenfalten mit dem Hinweis zu glätten, es handle sich bei der Brotpreiserhöhung nur um wenige Pfennige je Kilo. Abgesehen von der Tatsache, daß es in der Bundesrepublik sehr viele Familien — vor allem kinderreiche — und Rentner gibt, die noch immer mit jedem Pfennig rechnen müssen und für die das Brot das Grundnahrungsmittel bleibt, kann man uns schlecht auf der einen Seite immer wieder einbläuen, auch den Pfennig zu achten, auf der anderen Seite aber uns mit dem Hinweis trösten, es handle sich ja nur um wenige Pfennige, die kaum ins Gewicht fallen. Der Brotpreis ist nicht nur deshalb ein politischer Preis, weil er staatlich gestützt ist, sondern weil er auch politische Folgen haben kann.

(Die Allgemeine Sonntagszeitung)

Unaufrichtigkeiten mindern die Glaubwürdigkeit

Es ist natürlich das gute Recht und die Pflicht des für die Wirtschaftspolitik verantwortlichen Ministers, die Staatsbürger darauf hinzuweisen, daß sie dem Staate zu geben haben, was des Staates ist... Eine Unklarheit ist jedoch zu verzeichnen. Im Bulletin sagte der Minister, die Bundesregierung habe „einen systematischen Prozeß der Preisentzerrungen“ eingeleitet, sie erstelle außerdem eine Gesamtbilanz, die alle Maßnahmen beinhalte, die für die Sicherung geordneter Grundlagen, wie der Stabilität unserer Markt- und Gesellschaftsordnung, notwendig seien. Nun erscheint jedoch die Formulierung „systematische Preisentzerrungen“ etwas anspruchsvoll zu sein. Handelt es sich in Wirklichkeit nicht um Verlegenheitslösungen im Hinblick auf die prekäre Haushaltslage? Wäre es im Interesse einer vollständigen Unterrichtung der Öffentlichkeit nicht notwendig, etwas genauer auf die Problematik der Subventionen einzugehen, da man doch weiß, daß zwar verschiedene den Endverbraucher entlastende Subventionen gestrichen wurden oder werden, dafür aber bestimmte Interessengruppen munter im bisherigen Ausmaß oder noch verstärkt subventioniert werden oder werden sollen, wie zum Beispiel die Zuckerrübenanbauer? Unaufrichtigkeiten dieser Art sind eine schlechte Politik. Sie mindern die Glaubwürdigkeit noch so gutgemeinter Reden. Wenn schon an alle appelliert wird, den Riemen etwas enger zu schnallen, mehr zu arbeiten und zu opfern, dann darf es keine Ausnahmen geben; auch die Landwirtschaft kann dann nicht verschont bleiben. (Der Volkswirt)



Unser Briefkasten

Meiner Mutter gütigen Hände

Wir war'n zu Haus sieben munt're,
lebendige Rangen,
Kein Tag ohne Sorg', es war kein Tag
ohne Bangen,
Doch eines haben wir immer und
immer gekannt:
Der gütigen Mutter sorgende —
liebende Hand.
Oh — diese helfenden, ruhlosen
Hände.

Wenn einer krank — dem sind diese
Hände begegnet,
Wen sie berührten, dem war es, als
sei er gesegnet,
Zum Beten falten sie sich, sie legen
milde Kompressen,
Oh, diese Hände, wer kann sie jemals
vergessen.
Wenn ich hab' geruht, und sie selbst
vom Schlaf übermannt,
Dann hat mich gekost noch die helfende,
ruhlose Hand.
Oh — diese fleißigen, rastlosen Hände.

Wenn wir in der Nacht gar sorglos
geträumt und geruht,
Dann haben die Hände geschafft in
gläubigem Mut.
Sie haben genäht, gestopft und Neues
bereitet

Und so uns stets fein in das neue
Morgen geleitet.
Ist zu uns getreten, ganz leis' und
hat uns berührt
Voll inniger Liebe, wir haben es oft-
mals verspürt.
Oh — diese müden, heiligen Hände.

Nun sind sie müd', diese Hände, welk
und verfallen.
Für mich doch das Schönste, das
Höchste von allem.
Und sind sie auch schlaff, doch sind
sie voll Leben, voll Süße,
Wenn ich sie halte, die Mutter
herzlich begrüße.

Walter Schröer
Qualitätsstelle

Erna W.

*Ich habe mich beim Photographieren
in meinem diesjährigen Winterurlaub
nach einer Belichtungstabelle gerich-
tet. Trotzdem sind alle meine Auf-
nahmen hoffnungslos überbelichtet.
Was kann der Grund sein?*

Da Sie nicht angeben, wie die von
Ihnen benutzte Belichtungstabelle aus-
sah und wie Sie die Werte errech-
neten, läßt sich schwer sagen, wo der
Fehler gelegen hat. Am wahrschein-
lichsten scheint uns, daß Sie die
Empfindlichkeit des verwendeten
Films zu niedrig in Rechnung stellten.
Eine entfernte Möglichkeit ist auch,
daß die Blende Ihres Apparates nicht
funktionierte, so daß Sie irrtümlich
immer mit voller Öffnung gearbeitet
haben. An sich ist bei dem großen Be-
lichtungsspielraum der heutigen Mar-
kenfilme eine so grobe Fehlbelichtung
bei richtiger Verwendung einer guten
Tabelle so gut wie ausgeschlossen.

Margot M., Verwaltung

*Welches ist der Unterschied zwischen
optischen und elektrischen Belich-
tungsmessern, und welche sind vor-
zuziehen?*

Optische Belichtungsmesser beruhen
darauf, daß — meist in einem kleinen
Fernrohr, das auf das zu messende
Objekt gerichtet wird — eine kon-
tinuierlich oder stufenweise immer
dunkler werdende Glasscheibe vor das
Blickfeld geschoben wird, bis nur noch
eben ein Lichtschimmer zu sehen ist.
Die Einstellung der Scheibe ergibt
dann den Belichtungs Wert. Da dieses
Verfahren von der oft sehr verschie-
denen Lichtempfindlichkeit des mensch-
lichen Auges abhängig ist, ergibt es
nur Annäherungswerte. Der elek-
trische Belichtungsmesser hingegen
ergibt objektive Werte, da er darauf
beruht, daß das einfallende Licht je
nach Stärke in einer sogenannten
„Photozelle“ verschieden starke elek-
trische Ströme erzeugt, die mittels
eines hochempfindlichen Galvano-
meters gemessen werden. Die Skala
ist so geeicht, daß die Belichtungs-
zeiten für die verschiedenen Objektiv-
öffnungen meist direkt oder durch ein-
fache Zwischenschaltung einer weite-
ren Tabelle abgelesen werden können.
Mit elektrischen Belichtungsmessern
neuerer Konstruktion kann neben dem
vom Aufnahmeobjekt ausgehenden
Licht auch das allgemeine Licht und
sogar dessen „Farbtemperatur“ ge-
messen werden, was besonders bei
Farbaufnahmen von Wichtigkeit sein
kann. Bei einigen solchen Instrumen-
ten kann auch ein Verstärkerelement
angeschaltet werden, wenn bei extrem
schlechten Lichtverhältnissen (dunklen
Innenräumen) das Instrument normal
nicht mehr anspricht.

Wohnungstausch

Biete: 3 Zimmer mit Brausebad, I.
Etage, in D.-Hombruch, Miete
45,— DM.

Suche: 3½ bis 4 Zimmer, Neubau, in
Dortmund. (245)

Biete: 2½ Zimmer, 48 qm, mit nicht
eingerichtetem Bad, Privatwohnung,
Neubau, I. Etage, Miete 52,— DM.

Suche: 3 Zimmer, Miete bis 75,— DM.
(246)

Biete: 4 Zimmer, 70 qm, mit Bad und
Balkon, Altbau, Privatwohnung,
Werksnähe, Miete 80,— DM.

Suche: 2½ Zimmer mit Bad, möglichst
Heizung, Süden oder Osten. (247)

Biete: 3 Zimmer, 48 qm, mit nicht ein-
gerichtetem Bad, I. Etage, Privat-
wohnung, Miete 46,— DM.

Suche: 3 Zimmer, Werkswohnung,
möglichst Werksnähe, Miete bis
60,— DM. (248)

Biete: 2½ Zimmer, 40 qm, mit Bad und
Balkon, Hochparterre, werksgewun-
dene Wohnung, Miete 50,— DM.

Suche: 3 bis 3½ Zimmer, Miete bis
70,— DM. (249)

Biete: 2½ Zimmer, 35 qm, mit nicht
eingerichtetem Bad, Privatwohnung,
I. Etage, Miete 32,— DM.

Suche: 3½ bis 4 Zimmer, Miete bis
70,— DM. (250)

Biete: 2 große Zimmer und Kochnische,
Diele, nicht eingerichtetes Bad, Bal-
kon, ca. 50 qm, IV. Etage, Privat-
wohnung, Miete 40,— DM.

Suche: 3 bis 4 Zimmer, Miete bis
70,— DM. (251)

Biete: Moderne Zweizimmerwohnung
mit Bad und Balkon, 38 qm, Neubau,
Werkswohnung, Miete 35,— DM.

Suche: 3 Zimmer mit Bad, ca. 50 qm,
Miete bis 65,— DM. (252)

Auskunft: Pressestelle, Stahlwerkstr.
Nr. 119, Werksruf 4116 (Ottens-
meyer)



Wohnungen werden gebaut

Wir können zu der Einsendung keine
Stellung nehmen, da der Einsender
seinen Namen nicht angab. Anonyme
Schreiben sind für uns uninteressant.

Jugend ist nicht ein Lebensabschnitt — sie ist ein Geisteszustand; sie ist Schwung des Willens, Regsamkeit der Phantasie, Stärke der Gefühle, Sieg des Mutes über Feigheit, Triumph der Abenteuerlust über die Trägheit. Niemand wird alt, weil er eine Anzahl Jahre hinter sich gebracht hat; man wird nur alt, wenn man seinen Idealen Lebewohl sagt. Mit den Jahren runzelt die Haut, mit dem Verzicht auf Begeisterung aber runzelt die Seele. Sorgen, Zweifel, Mangel an Selbstvertrauen, Angst und Hoffnungslosigkeit, das sind die langen, langen Jahre, die das Haupt zur Erde ziehen und den aufrechten Geist in den Staub beugen.

Ob siebzig oder siebzehn, im Herzen jedes Menschen wohnt die Sehnsucht nach dem Wunderbaren, das erhebende Staunen beim Anblick der ewigen Sterne und der ewigen Gedanken und Dinge, das furchtlose Wagnis, die unersättlichen kindlichen Spannungen, was der nächste Tag bringen werde, die ausgelassene Freude und Lebenslust.

Du bist so jung wie deine Zuversicht; so alt wie deine Zweifel. So jung wie dein Selbstvertrauen, so alt wie deine Furcht. So jung wie deine Hoffnungen, so alt wie deine Verzagtheit.

Solange die Botschaften der Schönheit, Freude, Kühnheit, Größe, Macht von der Erde, den Menschen und dem Unendlichen dein Herz erreichen, solange bist du jung.

Erst wenn die Flügel nach unten hängen und das Innere deines Herzens vom Schnee des Pessimismus und vom Eis des Zynismus bedeckt ist, dann erst bist du wahrhaft alt geworden.

Aus: „DAS BESTE aus READER'S DIGEST“

Gut gesagt . . .

Es gibt Filme, die so schlecht sind, daß man die Dame vor sich bitten möchte, ihren Hut wieder aufzusetzen.

Jeder kann jede beliebige Menge Arbeit leisten, vorausgesetzt, es ist nicht die Arbeit, für die er bezahlt wird.

Ein Politiker sollte alles stets von zwei Seiten betrachten, damit er besser darum herumreden kann.

Die größte Leistung der alten Römer ist nach der Meinung vieler Schüler, daß sie fließend lateinisch sprachen.

Einige Frauen sind so gut gewachsen, daß sie auch beim besten Willen nicht glatt hinschlagen könnten.

Man lernt aus Erfahrung. Niemand weckt sein zweites Kind auf, nur um es lächeln zu sehen.

Das interessiert die Frau

Am 1. Juli dieses Jahres tritt das Gleichberechtigungsgesetz in Kraft, das seit der Schaffung des Grundgesetzes im Jahre 1949 durch Bundestag, Ausschüsse, Gesetzblätter und Zeitungen spukt. Mit diesem Datum treten allerlei Veränderungen ein, die sich, vom materiellen Standpunkt her gesehen, auf die eheliche Gemeinschaft auswirken werden. Von der „Herrscherstellung“ des Mannes bleibt nicht mehr viel übrig, die Arbeit der Hausfrau wird nunmehr voll und ganz als Beruf anerkannt, verknüpft mit der Verpflichtung, durch ihre häuslichen Leistungen die Familie ebenso angemessen mitzuunterhalten wie der Mann durch seinen Beruf. Sie ist jedoch in Zukunft auch zur Erwerbstätigkeit verpflichtet, wenn die Arbeitskraft des Mannes und die Einkünfte der Ehegatten zum Unterhalt der Familie nicht ausreichen. Womit nicht gesagt ist, daß sie zur Erfüllung von Luxusansprüchen außer der Haushaltsführung einem Erwerb nachgehen muß, vielmehr tritt diese Verpflichtung erst in Kraft, wenn die Erwerbsmöglichkeit des Mannes bis zum äußersten ausgeschöpft worden ist.

Diese und eine Reihe anderer Bestimmungen schaffen in Zukunft für Ehepaare eine ganz neue Basis für die Verteilung von Rechten und Pflichten. Schon der neue gesetzliche Güterstand der „Zugewinngemeinschaft“, der für alle Ehepaare, auch für diejenigen, die vor 1953 geheiratet haben, automatisch gilt, wenn sie nicht bis zum 30. Juni 1958 vor dem Notar ausdrücklich etwas anderes vereinbart oder erklärt haben, bringt mancherlei Veränderungen in der Vermögenslage der Eheleute mit sich.

Bis zum Jahre 1953 galt, wenn nicht anders vereinbart, der gesetzliche Güterstand der Verwaltung und Nutznießung. Das heißt, jeder Ehegatte behielt sein Eigentum, das Vermögen der Frau wurde jedoch in Vorbehaltsgut, das allein der Verwaltung der Frau unterlag, und in eingebrachtes Gut aufgeteilt, das, obwohl auch Eigentum der Frau, der Verwaltung und Nutznießung des Mannes unterlag. Daraus ergaben sich nicht selten Härten und Ungerechtigkeiten, denen eine Ehefrau gegenüber einem rücksichts- und verantwortungslosen Mann ausgeliefert war.

Von 1953, als der Artikel 3 des Grundgesetzes, der Gleichberechtigungsgrundsatz, in Kraft trat, bis 1957, als das Gleichberechtigungsgesetz endlich verkündigt wurde, herrschte ein juristischer Schwebezustand, der erst mit dem 30. Juni 1958 endgültig beendet werden dürfte. Ehepaare, die also bis dahin keine besonderen Vereinbarungen getroffen haben, leben vom 1. Juli an im neuen gesetzlichen Güterstand der Zugewinngemeinschaft. Das heißt, daß jeder Ehegatte grundsätzlich über sein volles Vermögen selbst bestimmen kann und daß der Gewinn, der im Laufe der Ehe hinzukommt (z. B. durch Ersparnisse) bei Beendigung des Güterstandes, etwa im Falle der Scheidung, unter den Eheleuten zu gleichen Teilen aufgeteilt wird. Auch dann, wenn die Ehefrau in dieser Zeit selbst nichts hinzuverdiente, sondern allein durch die Haushaltsführung ihren Teil zum Familienunterhalt beitrug.

Folgendes Beispiel läßt erkennen, wie sich dieser neue Güterstand zum Wohl der Ehefrau auswirken kann: Der Mann kauft ein Grundstück, wird als Grundeigentümer eingetragen, und die Eheleute bauen sich darauf ein Eigenheim. Stirbt der Mann, ohne ein Testament zu hinterlassen, so wurde die Ehefrau nach dem bisherigen Recht neben den gemeinschaftlichen Kindern Erbin zu einem Viertel der Erbschaft. Nach dem neuen Güterstand der Zugewinngemeinschaft erhöht sich im Todesfall der gesetzliche Erbteil des überlebenden Ehegatten jedoch um ein Viertel der Erbschaft. Die überlebende Ehefrau würde also jetzt die Vermögensnachfolge neben ihren Kindern zur Hälfte antreten, und zwar zu einem Viertel kraft Erbrechts und zu einem Viertel kraft ehelichen Güterrechts. Im Falle der Scheidung gilt dasselbe, nämlich, daß der Zugewinn der Ehegatten gegeneinander aufgerechnet und der Überschuß zu gleichen Teilen auf die Ehegatten verteilt wird.

Die kleinen Jäckchen darüber

Sie sind zur beinahe unentbehrlichen Ergänzung geworden. Gerade in der Übergangszeit, in der es für die Winterpullover zu warm und für die Frühjahrgarderobe noch zu kühl ist, sind die das Kleid ergänzenden Jäckchen ideal.

Oft reichen sie kaum bis zur Taille, haben einen tiefgezogenen, spitzen Ausschnitt, der das Oberteil des Kleides sehen läßt, und einen langen oder dreiviertellangen Ärmel. Oft sind sie aus Wollseide oder Samt, gerade und fast schulmädchenhaft geschnitten, bedecken nur knapp die Taille und kokettieren mit Bubikragen und hoch aufgesetzten Taschen. Ganz

aktuell aber sind die Jäckchen in Blousonform. Aus getupfter Seide passen sie gut zum schmalen marineblauen oder schwarzen Kleid. Die blusige Form reicht bis über die Taille und wird in Hüfthöhe oft durch einen durchgezogenen Gürtel vom Stoff des Kleides gehalten.

Hier und da wachsen sich die kleinen Jäckchen zu größeren Buschjacken aus. Aus weißem Leinen oder eierschalenfarbenem, seidigem Strukturgewebe ergänzen sie dann sportlich und chic ein schmales Kleid. In der Taille gegürtet, mit großen aufgesetzten Taschen und für den Sommer ärmellos — so trägt man sie gern.

Das beigefarbene Nachmittagskleid aus matt schimmernder Wollseide, bei dem in der Hüftpartie kleinste Fältchen biesenartig nebeneinanderliegen, hat ein ergänzendes Jäckchen, das etwas an eine Matrosenbluse erinnert

Foto: MK-Kürten



... und was dazu gehört

Innerhalb der letzten Jahre hat das modische Beiwerk eine immer größere Bedeutung erlangt. Wer früher unbekümmert „mixte“, fühlt sich heute nicht mehr so ganz wohl bei dem Gedanken, daß Schuhe und Tasche „eigentlich nicht zusammenpassen“ und daß das neue Kostüm zwar schön ist, aber durch den falschen Hut entschieden an Glanz verliert.

Accessoires sind wichtig, sehr wichtig sogar für die Gesamterscheinung, und sie verändern heute ihre Formen von einem Jahr zum anderen.

Trug man im vergangenen Sommer noch die hohen Taschen, sind heute breite Kuverttaschen oder Koffertaschen mit Umschlag und Riemchenbügeln modern. Die Hüte haben Boleroform — eine Weiterentwicklung der „Woge“. Immer bleibt die Stirn frei, und die Krempe schwingt entweder zurück oder weich zu einer Seite hin. Die beliebtesten Materialien sind Stroh und Seide.

Bei den Handschuhen liebt man die Extreme. Man trägt sie entweder ganz kurz, gerade bis zum Handgelenk reichend, oder aber lang bis zum Ellenbogen. Den Gürteln ist beinahe alles erlaubt. Ob lange Lederriemen, ob gebunden oder mit Schnalle, schmal oder breit, abgesteppt oder in weiche Falten gelegt, ist ganz gleich. Hauptsache, der Gürtel ist so lang, daß man ihn auch in Hüfthöhe tragen kann. Er soll im übrigen weniger „gürten“ als schmücken.

Apropos Schmuck: Die langen Ketten mit den vielfarbigen Glasperlen sind nach wie vor große Mode. Man läßt die Perlenschnüre nun auch über den Rücken fallen, um die vielen rückwärtigen Ausschnitte zu betonen. Aber auch Gold — echtes und unechtes — ist wieder sehr gefragt und wird im Sommer besonders hübsch zu den vielen weißen Kleidern aussehen.

Da Paris radikal mit der Schere an den Rocksäum gegangen ist, wird der Schuh wichtiger denn je. Die schmale italienische Form regiert. Oft ist aber die Fußspitze karreeförmig abgeflacht. Schmale Spannriemen gibt es nach wie vor, zweifarbiges Leder wird nicht mehr ganz so häufig verwandt, und wenn, dann ist die zweite Lederart oft kleinkariert. Der Pfennigabsatz bleibt; als Nachfolger des kürzeren Miß-Absatzes gilt der Madeleine-Absatz, der nur 5 bis 6 cm hoch ist. Die Farben sind natürlich zum Sommer sehr hell, wobei die Beigetöne den Vorzug vor Weiß haben.

Zu den vielen modischen Dingen, auf die man nicht verzichten möchte, gehört der Schirm. Er ist sehr zart pastellig getönt für schöne Sommertage, gestreift, getupft und kleinkariert und stimmt oft in Stoff und Farbe mit den übrigen Accessoires überein.

Hauchzarte Stoffe —

sportlich gemustert

Die durchsichtigen Stoffe des Sommers sind ein wenig anders geworden als ihre feinfädigen und wehenden Schwestern, die wir vom Winter her kennen. Ihre spinnwebfeine Schwerelosigkeit wird zum Sommer ein wenig griffiger und fülliger; sie sind noch immer sehr duftig, aber etwas „angezogener“ im Aussehen und vor allem: sportlicher als bisher.

Ganz feine Pepitas in hellem Pastell wechseln mit zierlichen, regelmäßigen Ornamenten oder lustigen Tupfen auf leuchtendem Grund. Man wird dünne, sportliche Nadelstreifen zu luftigen Hemdkleidern verarbeitet sehen, den großen Tupfenhut passend zum Som-



Neu für Frühjahr und Sommer:
Chiffon — diesmal sportlich

Der feine, grün-schwarzgestreifte Chiffon wurde hier sehr reizvoll zu einem duftigen Hemdblusenkleid verarbeitet, das vorn lang durchgeknöpft und in der Taille flott gegürtet ist
Modell: Schwichtenberg Foto: MK-Kürten

merkleid, das feinkarierte Georgetteblüschchen zum einfarbigen Kostüm. Alle diese Georgettes, Chiffons und durchsichtigen Mousselines sind sozusagen jünger geworden und behaupten sich als dritte Stoffrichtung neben den schimmernden Seidenstoffen und den Strukturgeweben mit ihrer ausdrucksvollen Grobfädigkeit.

Der typische, schmiegsame Fall unserer durchsichtigen Stoffe erlaubt Schnitte von sehr großen Weiten, die bei der Bewegung wehend ihre Fülle verraten und dennoch schmal den Körper umfließen. Die sportlich oder sommerlich gemusterten Seiden-Mousselines und Georgettes können als strenggeschnittenes Hemdkleid oder sachliche Bluse von großem Reiz sein und schon am hellen Sommertag getragen werden. Wem ein Kleid oder selbst ein Blüschchen aus einem dieser seidenfeinen Gebilde zu anspruchsvoll erscheint, der kann ohne große Kosten diese graziose Mode mitmachen, wenn er mit einem Tüchlein, Schal oder einer leuchtendfarbigen Schärpe seinem Sommerkleid die lebendige Bewegung gibt.

Zur Verarbeitung ist wichtig, daß der Stoff auf Seidenpapier gesteppt wird, das sich aus der fertigen Naht mühe-

los herauszupfen läßt. Man kann die Fülle dieser leichten Gewebe erhöhen und trotzdem ihre Duftigkeit bewahren, wenn man sie doppelt nimmt; will man eine ganz leichte Bauschigkeit erreichen, ohne den typischen Fall zu beeinträchtigen, unterlegt man sie mit feinem Seiden- oder „Perlon“-Tüll. Der Saum wird entweder ziemlich breit genommen oder ganz fein mit der Hand eingerollt — und alles natürlich sorgsam mit dem passenden Unterkleid abgestimmt. Daß man all diese seidenartigen Stoffe am besten dem Fachmann zur chemischen Reinigung übergibt, versteht sich von selbst; bügeln lassen sie sich gut, wenn das nicht zu heiße Eisen mit leichtem Strich geführt oder ein feines Zwischentuch verwendet wird.

Immer aktuell —

weiße Garnituren

Weißer Garnituren sind immer aktuell. Sie sehen adrett aus und machen jung. Mit wenig Mühe und wenig Stoff kann man sie sich selbst arbeiten. Unsere Vorschläge: für das Frühjahrskostüm einen weichgeschlungenen Schal aus Chiffon oder Seidencrepe. Dazu eine große Rose als Schmuck. Hübsch sind auch zwei modische Schalkragen aus matter Seide oder Duchesse für Kleider mit spitzen Ausschnitten. Die Enden können leger geschlungen oder geknotet werden.



Die

Fotoausstellung

wird am 21. April

eröffnet

wiedersehen, weiteren Auftrieb für ihre Liebhaberei geben wird. Alle übrigen Fotojünger sollten hieraus Anregungen empfangen und Mut schöpfen, ihre Bilder auch einmal einem größeren interessierten Kreis zu zeigen. Dabei sind wir gewiß, daß in mancher Schublade manches bessere Bild aus Bescheidenheit liegengeblieben ist.

Es sind nicht alles „Meisterfotos“,

die die Ausstellung zieren werden. Es war ja auch nicht die Absicht der Hauptbücherei, eine Schau für „die ganz Großen“ zu veranstalten. So wurde manchmal über verschiedenste Mängel hinweggesehen, wenn einmal ein Bild vorgelegt wurde, das in anderer Hinsicht allgemeines Interesse beanspruchen konnte. Lediglich eine geringe Zahl Bilder mußten zurückgewiesen werden. Meist war die Nichteinhaltung der vorgeschriebenen Mindestgröße der Grund für die Ablehnung. Das hat uns sehr leid getan, denn eine ganze Anzahl dieser Bilder hätte, bei Beachtung der Mindestgröße, Aussicht auf eine gute Beurteilung gehabt.

Die Bilder, die in der Ausstellung nicht gezeigt werden können, sind inzwischen ihren Absendern wieder zugegangen. Wir möchten, daß diese Belegschaftsmitglieder deshalb nicht die Lust und die Freude an ihrem Steckenpferd verlieren; das würde dem Sinn der Ausstellung entgegenstehen. Es wäre uns lieber, wenn sie bei einem Besuch der Ausstellung feststellen würden, was ihren Bildern fehlt hat.

Außer den obenerwähnten 149 Bildern stellt die „Fotogemeinschaft Westfalia e.V. im VDAV“ weitere 37 Bilder aus, die als Gesamtschau der Leistungen dieser Amateurgemeinschaft zu werten sind. Die „Fotogemeinschaft Westfalia“ war mit der technischen Durchführung der Arbeiten zur Ausstellung beauftragt. Es handelt sich bei ihr um einen

Zusammenschluß von Fotoamateuren,

die zum überwiegenden Teil Mitglieder unserer Belegschaft sind. Diese Gemeinschaft hat es sich zum Ziel gesetzt, mit den Mitteln, die ihr aus dem Zusammenschluß und aus der Mitgliedschaft im „Verband deutscher Amateurfotografen-Vereine“ zur Verfügung stehen, ihren Mitgliedern die fachgerechte Pflege ihres Steckenpferdes leichtzumachen und ihnen den Anschluß an die große Zahl der wirklichen Könnern unter den Amateurfotografen Deutschlands zu ermöglichen. Interessenten sind in der „Fotogemeinschaft Westfalia“ willkommen. Die Mitglieder dieser Gemeinschaft treffen sich an jedem zweiten und vierten Freitag im Monat im Gesellschaftszimmer der Gaststätte Wieling, Flur-/Ecke Robertstraße.

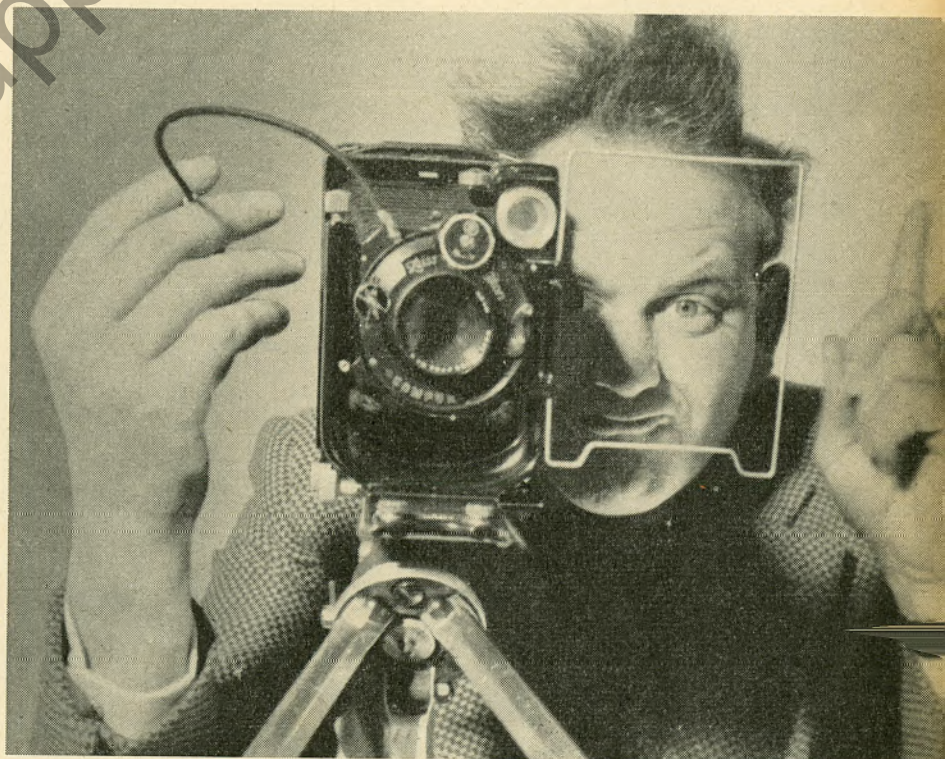
Die Ausstellung unserer Hauptbücherei, die, wie schon erwähnt, am 21. April eröffnet und bis zum 26. April 1958 im Vestibül des FestsaaIs gezeigt wird, empfehlen wir dem Interesse unserer Belegschaft und darüber hinaus aller Fotografierenden. Wir hoffen, mit ihr der beliebtesten aller Freizeitbeschäftigungen einen guten Dienst erwiesen zu haben.

In der Weihnachtsnummer unseres Mitteilungsblattes hatte die Hauptbücherei unsere Belegschaftsmitglieder zur Abgabe von Fotos für eine Fotoausstellung aufgerufen. Die Idee zu dieser Ausstellung entstand in einer Aussprache anschließend an einen Vortrag, den der Altmeister der Fotografie, Renger-Patzsch, im Oktober vergangenen Jahres auf Einladung der Hauptbücherei im Festsaal hielt und in dem er zum Thema „Wesen und Aufgabe der Fotografie“ sprach.

Der letzte Abgabetermin für die Bilder zu dieser Ausstellung, der 28. Februar 1958, ist verstrichen, und die eingereichten Bilder wurden inzwischen gesichtet und geordnet.

Von den 179 Bildern, die den Weg zu unserer Hauptbücherei fanden, hat ein fünfköpfiger Ausschuß unter Vorsitz der Leiterin der Hauptbücherei, Ilse Walter, 149 Bilder herausgesucht; diese Bilder werden zur Zeit für die Ausstellung vorbereitet. Sie sollen in der Zeit vom 21. bis 26. April der Öffentlichkeit zugänglich gemacht werden.

Die Fotos lassen erkennen, daß sich das Steckenpferd „Fotografie“ in unserer Belegschaft großer Beliebtheit erfreut und daß es allgemein mit viel Liebe und oft auch mit umfangreicher Sachkenntnis gepflegt wird. Wir hoffen, daß die Ausstellung denjenigen, die ihre Bilder dort



die wohnung von morgen

Auch das Wohnen unterliegt der Mode. Sie wechselt zwar nicht so schnell wie in der Konfektion, aber wer an die Wohnung seiner Eltern denkt, an die langen Korridore und hohen Zimmer, an die hochgetürmten Büfets und gedrechselten Vertikos, der wird zugeben müssen, daß auch Wohnbau und Wohnstil Wandlungen unterliegen. Diese Wandlungen sind nie endgültig. Heute bauen wir kleine, niedrigere Wohnungen mit Dielen statt Korridoren, Zentralheizungen statt Kachelöfen und richten sie unter Verzicht auf Repräsentation schlicht und nach praktischen Gesichtspunkten ein. Wie lange noch! Die Wohnung von morgen sieht schon wieder ganz anders aus. Das zeigen die jetzt langsam ihrer Vollendung entgegengehenden Wohnbauten eines internationalen Architektenteams, das im Auftrage der Stadt Berlin das während des letzten Krieges zerstörte Hansaviertel wieder aufbaut.

Verschiebbare Wände

Die Wohnung von morgen — ganz gleich, ob im Hoch- oder Einfamilienhaus — hat einen anderen Grundriß; sie bevorzugt einen großen, zentralen Wohnraum als Keimzelle des Familienlebens, um den sich Kleinräume gruppieren, in die sich die Mutter zur Näharbeit, der Vater zum Briefschreiben, die Kinder zum Spiel oder Schularbeiten zurückziehen können. Das hört sich sehr pompös an. Die Grundfläche dieser Wohnungen ist jedoch kaum größer als die der heute üblichen Zweieinhalb- und Dreizimmerwohnungen. Einige Architekten gehen noch einen Schritt weiter und propagieren die variable Wand. Ihr Sinn: Die Wohnung soll sich den unterschiedlichen Bedürfnissen einer wachsenden Familie laufend anpassen können. Mit variablen Wänden ließe sich ein großes Kinderzimmer später in mehrere kleine Räume teilen, so daß gleichzeitig gespielt und gearbeitet werden kann. Ebenso ließe sich der große Wohnraum bei Bedarf in mehrere abgeschlossene Arbeitsbereiche verwandeln. Auf

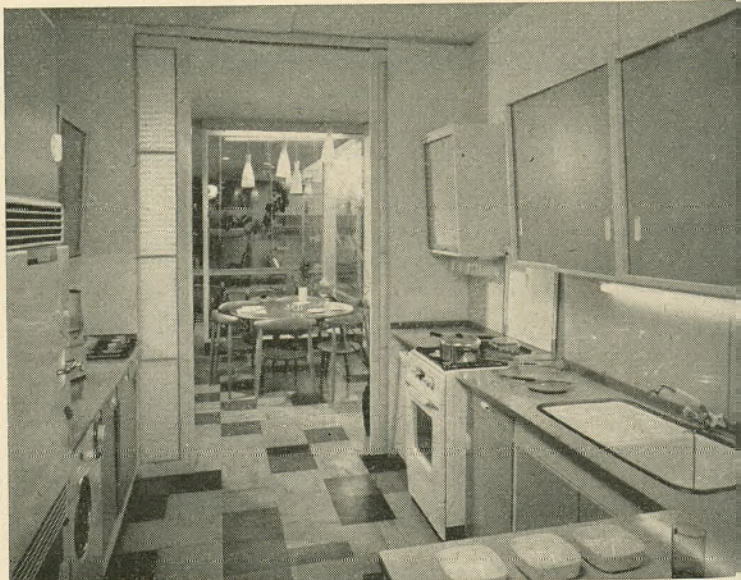
der „Interbau“ Berlin ist solch eine Wohnung als Musterbeispiel zu sehen gewesen. Noch fehlt die Serienproduktion derartiger Wände, die ebenso leicht montierbar wie schalldicht sein müssen. Daß aber der Gedanke marschiert und nicht nur ein Wunschtraum theoretisierender Architekten ist, beweist die Tatsache, daß jetzt im Hansaviertel Bauten entstehen, bei denen zum mindesten die ersten Mieter Raumwünsche anmelden können, weil die Wohnungen so gebaut sind, daß sich die Trennwände nach individuellen Gesichtspunkten ziehen lassen.

Die Küche wird größer

Während der zentrale Wohnraum eine ziemlich einheitliche Erscheinung der Wohnung von morgen sein wird, gehen die Meinungen über die Küche zur Zeit noch weit auseinander. Die Auffassungen reichen vom häuslichen Herd in der Mitte der Wohnstube — mit Absaugevorrichtung — bis zum separierten Küchenraum. Feststeht jedoch, daß die seit einigen Jahren propagierte wegesparende Kleinstküche in der Wohnung von morgen keinen Platz mehr haben wird, weil sie die Familie trennt. Die Mutter soll auch in der Küche mit den Kindern zusammen sein können. Die Küchen werden also wieder größer. Einige Architekten liebäugeln mit der in den nordischen Ländern stark verbreiteten Wohnküche. Wo aber getrennt gekocht und gegessen wird, da befindet sich der Eßplatz an der Durchreiche zur Küche und nicht mehr in der Mitte des Zimmers. So bei Corbusier, bei Gropius, bei Aalto, um nur einige jener Männer zu nennen, die, obwohl selbst nicht mehr jung an Jahren, heute zu den Avantgardisten im Wohnungsbau gehören. Hierfür sind nicht allein praktische Gründe maßgebend; man will auch auf diese Weise den Raum optisch vergrößern.

Klein- und Anbaumöbel

Hand in Hand mit dem Einbauschrank geht die bevorzugte Verwendung zusammensetzbarer Kleinmöbel. So hat zum Beispiel die Hochschule für Gestaltung in Ulm ein System entwickelt, mit dessen Hilfe sich aus relativ kleinen Bauelementen die verschiedensten Gebrauchsgegenstände zusammensetzen lassen. Schrankbrücken kann man



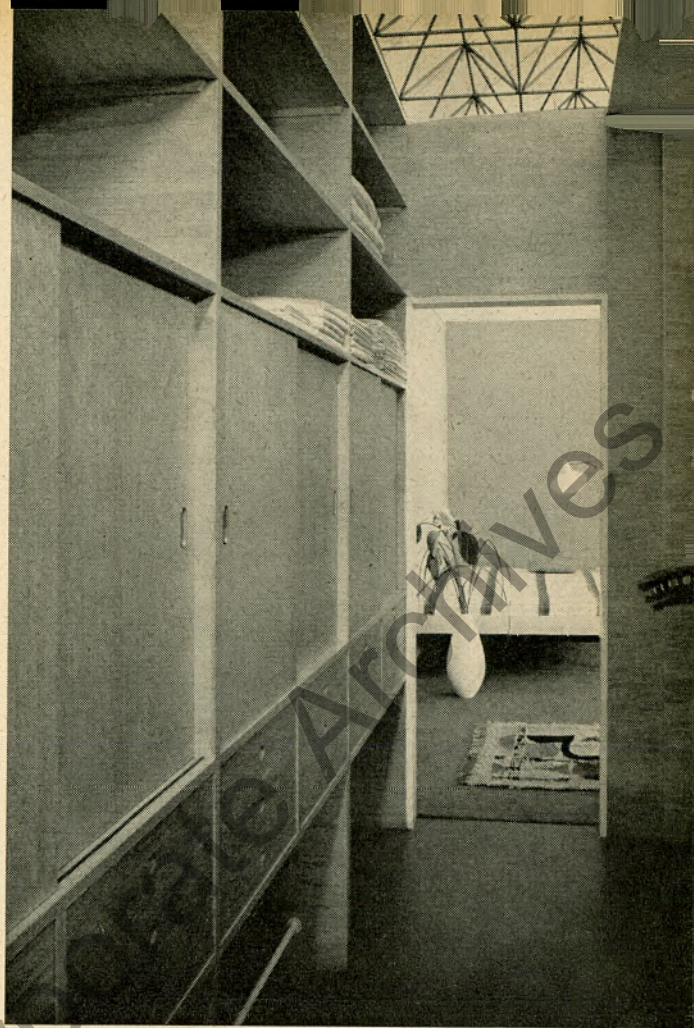
über Betten und Türen hinweg mit ihnen bauen. Die Möbel lassen sich auch quer in die Wohnung stellen, weil sie von beiden Seiten gleich gut ausschauen und zu benutzen sind. Der variablen Wohnung entsprechen Möbel, die verschiedenen Zwecken dienstbar gemacht werden können. Erwähnt seien Kastenmöbel, die als Bücherregal oder Schrank ebenso verwendet werden können wie als Wickelkommode; Kinderbetten, die auch als Truhe ihren Zweck erfüllen, und anderes mehr. Dem raumsparenden Etagenbett wird durch recht amüsante Lösungen der Schrecken genommen. Die Couch erhält verschiebbare Rückenlehnen, um ein gutes Sitzen zu ermöglichen. Alle diese Konstruktionen sind bereits da und warten nur auf genügend Interesse, um in der Serie billiger hergestellt werden zu können.

In der weitgehend mechanisierten Küche dominiert der Hängeschrank. Vor allem aber sind die Küchenmöbel nicht mehr weiß, sondern bunt, denn die Wohnung von morgen ist farbenfroh. Arbeitsplatten in verschiedener Höhe ermöglichen ein bequemes Hantieren im Stehen und im Sitzen.

Hin zum Kunststoff

Ob die Wohnung von morgen gestrichen oder tapeziert wird, wurde nicht zum Problem erhoben. Das bleibt dem Geschmack des Bewohners überlassen. Doch wird er sich weitgehend mit Kunststoffen befreunden müssen, weil sie viele praktische Vorteile bieten. In Frankreich und in den USA sind bereits komplett eingerichtete Häuser unter fast ausschließlicher Verwendung von Kunststoffen hergestellt worden. Ob sie eine Zukunft haben, ist noch fraglich, doch werden in der Wohnung von morgen farbige Möbelplatten aus Kunststoff, weil kratzfest und abwaschbar, Plastikvorhänge für Küche und Bad, synthetische Gardinen, Polsterbezüge und Teppiche ihrer leichten Säuberung und großen Strapazierfähigkeit wegen eine beachtliche Rolle spielen. Ein handgewebter oder handgeknüpfter Wandteppich mit modernem Dessin wird die Brücke von der Wohnung von heute zur Wohnung von morgen schlagen. So jedenfalls sehen jene Frauen und Männer die Entwicklung, die sich von Berufs wegen damit befassen.

Gr.



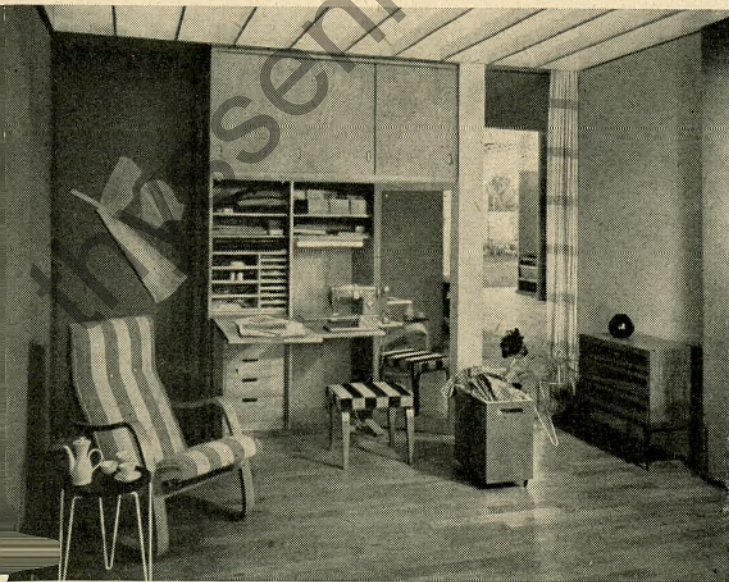
Begehbare Schrankzimmer

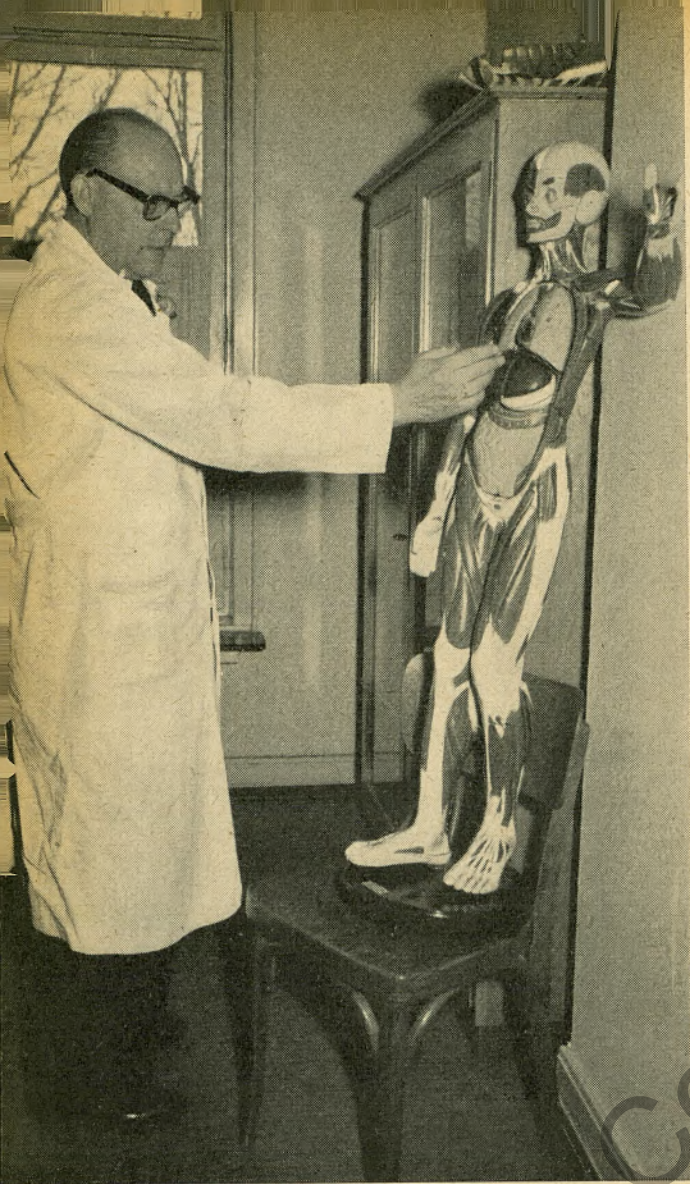
Arbeitsecke im wandelbaren Wohnraum, ausgestattet mit zwei Kommoden und darüberliegender Arbeitsplatte und einem mit Rindleder bezogenen Stuhl. Links das beliebig zusammensetzbare Spannregal. Durchblick in den Werk-(Hobby-)raum

Einbauküche mit automatischem Gasherd und durchsichtiger Backofenklappe, daneben Spüle mit beweglichem Brauseraum. Darüber Hängeschränke mit Schiebetüren oder Rolläden aus Kunststoff. Auf der gegenüberliegenden Seite vollautomatische Waschmaschine und Kühlschrank in Tischhöhe. Fußboden besteht aus Floorflexplatten. Durchblick zum Eßraum

Arbeitsraum der Frau im wandelbaren Wohnraum mit aufgeklapptem Nähschrank und herausgezogener Nähmaschine. Links davon ein heruntergeklappter Zuschneidetisch. Die dahinterliegenden Schübe haben Plexiglasvorderteile, die den Inhalt erkennen lassen. Die rechte Schranktür besitzt einen Innenspiegel. Unter der Nähmaschine kann der fahrbare Flickenkasten verwahrt werden

4 Kinderzimmer mit neuartigem Etagenbett





Dr. Klausenz demonstriert einen Leberriß

**Beweisen Sie,
daß es ein Unfall war!**

*Nachweis von „Spätschäden“ durch Unfallbuch
und Röntgenplatte*

Aufgeteilt in 22 Kurzurse von etwa 20 Teilnehmern, lernten im Laufe der letzten zwei Monate 450 Belegschaftsmitglieder im neuen Unterrichtsraum über der betriebsärztlichen Dienststelle beim Betriebsarzt „Erste Hilfe und richtiges Verhalten bei Unfall“.

„Abbinden“, Anlegen des vielfach verwendbaren „Acht-Verbandes“ und des „Schleuderverbandes“ wurden zwar auch gezeigt und geübt, in der Hauptsache aber ging es bei dieser grundsätzlichen Unterweisung darum, die Kursteilnehmer zu „Aufklärungsorganen“ zu machen, zu Ratgebern z. B. in solchen Fällen, in denen nach dem Motto „hat nochmal gutgegangen...“ Stoß oder Stich so leichtfertig behandelt wird, als ob sich niemals „Spätschäden“ zeigen könnten.

Was etwa eine „stumpfe Bauchverletzung“ durch Puffer oder fortgeschleuderten Keil u. a. im Körper anrichten kann, das wurde an Lehrtafeln, auseinandernehmbaren Modellen des menschlichen Körpers und einem lebensgroßen Kunststoffskelett gezeigt: Leber, Milz, Darmreißen, der Magen platzt, die Blase kann ganz abgerissen werden...

Eine Stichverletzung an Hand- oder Kniegelenk kann, auch wenn sie unscheinbar aussieht, zu Vereiterung und endlichem Tod, mindestens zur Gelenkversteifung führen, wenn man meint, sich aus Bequemlichkeit den Gang zur Unfallstation sparen zu können.

Auf der Unfallstation wird ja nicht nur eine fachgerechte Versorgung der Wunde vorgenommen und gegebenenfalls der Überweisungsschein an den Arzt (Unfallarzt) ausgestellt — die Eintragung ins Unfallbuch, die auch bei der harmlosesten Schnittwunde oder Verletzung erfolgt, kann von entscheidender Bedeutung sein bei einem Rentenanspruch, den der Verletzte vielleicht erst nach Jahren aus dieser Verletzung ableiten zu können glaubt.

Ein noch so lebhaftes Erinnerungsvermögen: „Damals, Herr Doktor, als mir der glühende Draht durch die Hand fuhr, der Hammer auf den Kopf fiel usw...“ nützt den Patienten nichts, wenn nicht die Eintragung ins Unfallbuch unwiderlegbar und schwarz auf weiß beweist, daß die aufgetretenen Spätschäden, für die der Schadenersatzanspruch geltend gemacht wird, eine Folge des „damals“ erlittenen Unfalls sind.

Jedem der 450 Kursteilnehmer (15 Frauen, 435 Männer) ist auch nachdrücklich klargemacht worden, daß man im Bemühen, Erste Hilfe wirklich hilfreich anzuwenden, nicht voll blinden Eifers den Verletzten „umbringen“ darf: Knochenbrüche z. B. soll man nicht selber schienen, sondern den Verletzten auf der Bahre in die Unfallstation bringen. Bei Wirbelbrüchen darf man den Verletzten nie allein tragen, sondern zu mehreren auf Bahre oder Brett heben.

Wenn der Heilgehilfe auf der Unfallstation, der „eben rasch“ einen Fremdkörper aus dem Auge entfernen soll, das mit Watte umwickelte Stäbchen wieder aus der Hand legt und sagt: „Damit müssen Sie zum Augenarzt“, dann tut er das nicht, um dem Verletzten unnütze Laufereien zu verursachen; er will ihm außer der fachärztlichen Behandlung den Schadenersatzanspruch garantieren — für den Fall des Falles.

Daß wir selber höchstens versuchen dürfen, einem sichtbaren Fremdkörper im Auge mit dem Zipfel eines Taschentuches zu Leibe zu rücken, das dürften wir alle schon in Kindertagen behalten und beherzigt haben, denn — wir haben nur zwei Augen!

Wir haben zwar auch „nur“ zwei Füße, aber die kommen uns irgendwie robuster vor, bis, ja bis ein eindringlicher Wink des Schicksals uns doch die Unfallschuhe über die Zehen und den so empfindlichen Mittelfuß streift.

Angeichts der Vorschrift, im Werksgelände Schutzhelme zu tragen, hat es sich sogar unter allen 16 000 Belegschaftsmitgliedern herumgesprochen, daß wir nur eine einzige Schädelbasis besitzen. Daß sie allerdings wirklich an der Basis des Schädels sitzt, also gewissermaßen den unteren Verschluss des Gehirns bildet und Bruch oder Riß durch Blutung aus den Öffnungen des Kopfes anzeigt, das wiederum gab es bei Dr. Klausenz zu lernen. Auch, wie „dürftig fest“ diese Schädelbasis konstruiert ist, wie sie in acht genommen und durch Helm geschützt werden muß, auch und gerade beim Mopedfahren.

Solange wir dem synthetischen Knochenmann nicht die Hand geschüttelt haben, können wir nicht wissen, daß das Handgelenk aus nicht weniger als 15 Knochen zusammengesetzt ist und daß davon dem kleinen Kahnbein die größte Bedeutung zukommt. Wenn infolge eines Stoßes oder Druckes das Handgelenk schmerzt — auf zum Arzt, damit die Röntgenplatte Auskunft gäbe über das, was angerichtet worden ist, und damit unübersehbarer Schaden rechtzeitig verhütet werde!

Die künstliche Atmung und die Herzmassage, die bei einem „Elektrounfall“ sofort an Ort und Stelle vorgenommen werden müssen, haben wir, auf Wolldecken ausgebreitet, in Bauch und Rückenlage mit „einundzwanzig, zweiundzwanzig ...“, mit Pressen, Umgreifen und Armbreiten nach allen Regeln der Kunst geübt.

Wir wissen, wie und wo man den Puls fühlt und daß man im Notfalle mit einem gedrehten Handtuch, niemals mit Draht — fest genug — abbinden muß.

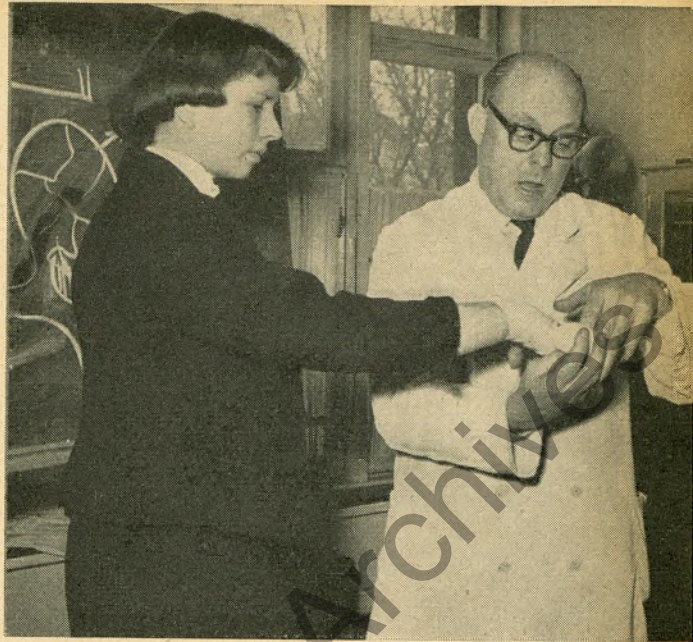
Wir können sogar, wenn es sein muß, bei einem Stich in die Brust oder in die Leistengegend das aus der Arterie stürzende Blut mit der Hand abdichten oder mit der Faust abdrücken. Und die Symptome der Gasvergiftung, Klopfen an Schläfen und Hinterkopf, Jagen des Herzens, Übelkeit, Brechreiz, Erbrechen und Schwindel neben Bewußtseintrübung oder Bewußtlosigkeit nebst der sicheren Methode, den Vergifteten durch schnelle Zufuhr von Sauerstoff „wieder an Land zu holen“, sagen wir her wie am Schnürchen.

Sollte uns aber in der Hetze des Tages und im Drange der Geschäfte dies oder das doch wieder entfallen, so haben wir als Gedächtnisstütze die „Unfallfibel des Roten Kreuzes“ im Spind oder Schreibtisch. Jeder Kursusteilnehmer hat sie zum Andenken überreicht bekommen und wird sie gern herumzeigen oder herleihen, damit immer noch mehr Belegschaftsmitglieder aufgeklärt werden in Erster Hilfe und richtigem Verhalten bei Unfall.

Den „Acht-Verband“ legt man bei Handgelenkbruch, aber auch bei Kopfverletzungen an

Bei Elektro-Verletzungen muß man die künstliche Atmung durch massierende Schläge aufs Herz unterstützen

Künstliche Atmung will gelernt sein



Das Werksarchiv sucht Erinnerungen

Die „Instruktion zur Handhabung der Markenkontrolle auf dem Eisen- u. Stahlwerk Hoesch zu Dortmund“, die nachstehend in Bild und Wortlaut wiedergegeben ist, ist ein handschriftliches Dokument aus dem Jahre 1893. Im Werksarchiv der Hoesch-Westfalenhütte AG hat es einen Ehrenplatz, denn wohlerhaltene Erinnerungsstücke dieser Art sind selten.

Wir haben die „Instruktion“ hier abgedruckt, weil wir gern mehr Dokumente dieser Art sammeln und „für Kinder und Kindeskind“ im Archiv aufbewahren möchten. In der Hoffnung, daß sich bei manchem alten „Hoeschianer“ in Schrank, Schublade oder Kommode noch dies und jenes Erinnerungsstück finden möge, wenden wir uns vor allem an unsere Pensionäre und Jubilare mit der Bitte, doch einmal nachzusehen, ob sie nicht solche Zeugen alter Zeit besitzen und uns überlassen könnten:

Alte Anstellungsverträge, vergilbte Firmenbriefe, knitterig gewordene Lohnbücher, Fotos von längst abgerissenen Betrieben (z. B. die 1873/74 erbaute erste Steinfabrik), Bilder von Kameradschaftsausflügen, uralte Postkarten mit Ansichten vom Werk usw. — das sind die Dinge, nach denen wir suchen.

Da solche Erinnerungen keinen „Marktwert“ haben, können wir keine verlockenden „Angebote“ dafür machen. Besonders schöne Bilder oder Schriften jedoch werden an dieser Stelle abgedruckt.

Hauptbücherei/Werksarchiv

Oesterholzstraße 123

zurück und werfen dieselbe in die im Portierhaus befindlichen Kasten.

6. Etwa hängengebliebene Marken werden von den Meistern notirt und haben sich dieselben sofort davon zu überzeugen, ob die betreffenden Arbeiter etwa Überschichten zu machen haben.

7. 1/2 Stunde nach Schluß der Arbeitszeit räumt der Markencontroleur die unter den Tafeln angebrachten Kasten aus und verschließt dieselben. Die in den Kasten befindlichen Marken werden notirt und später austretende Arbeiter haben ihre Marke dem Portier abzugeben und wird von diesem die Zeit des Austritts aus dem Werke notirt.

8. Wöchentlich 2mal werden die Schichtenbücher der Meister an den Markencontroleur abgeliefert und mit den Notirungen des letzteren verglichen. Etwaige Differenzen sind den Betriebschefs zur Erledigung anzuzeigen.

Eisen- u. Stahlwerk Hoesch, Juli 1893.

Der Betriebsdirektor

gez. Springorum

Instruktion

zur Handhabung der Markenkontrolle auf dem Eisen- u. Stahlwerk Hoesch zu Dortmund

1. Am Eingangsthor sind verschließbare Nummertafeln aufgehängt, welche sämtliche Kennnummern enthalten. Unter den Tafeln befinden sich verschließbare Kasten, in welche die Arbeiter beim Verlassen des Werkes ihre Marke hineinlegen.

2. Jeder Obermeister (Meister) hat für die seiner Kontrolle unterstellten Arbeiter innerhalb des Werkes an geeigneter Stelle einen Markenkasten, zu welchem nur er den Schlüssel führt.

3. Die im Portierhaus befindlichen Nummertafeln werden 1/4 Stunde vor Beginn der Arbeitszeit geöffnet und 7 Minuten nach Beginn derselben geschlossen.

4. Beim Eintritt in's Werk nimmt der Arbeiter sofern er rechtzeitig zur Arbeit kommt seine Nummer von der Tafel und hängt sie beim Eintritt in seiner Betriebsabtheilung an die Nummertafel seines Meisters.

Kommt er später als 7 Minuten nach Beginn der Arbeitszeit, so hat er sich vom Marken-Controleur seine Marke zu fordern und wird als zu spät gekommen notirt.

Er hat dann die Marke persönlich seinem Meister zu übergeben und notirt auch dieser die Zeit um welche sich der Arbeiter verspätet hat. Nach Beginn der Arbeit notirt der Markencontroleur die von den Haupttafeln abgenommenen, die Meister notiren die in die Betriebsabtheilung aufgehängten Marken und fertigen darnach zu gelegener Zeit die Schichtenbücher an.

5. Mit Schluß der Arbeitszeit öffnen die Meister ihre Markenkasten, die abtretenden Arbeiter nehmen ihre Marke

Instruktion
zur Handhabung der Marken-
kontrolle auf dem Eisen u. Stahl-
werk Hoesch zu Dortmund.

1. Am Eingangsthor sind ver-
schließbare Nummertafeln auf-
gehängt, welche sämtliche Mar-
kennummern enthalten. Un-
ter den Tafeln befinden sich ver-
schließbare Kasten, in welche
die Arbeiter beim Verlassen des
Werkes ihre Marke hineinle-
gen.

Erledigung an...

Eisen u. Stahlwerk Hoesch, Juli 1893

Der Betriebsdirektor

Springorum

Unser Hobby:

Hat der Karpfen Zähne?

Raubfischfang in und um Dortmund



In das zahnbewehrte Maul des Zehnpfunders hat Fischer Bille den Angelhaken mit Blinker versenkt. Am Hut trägt er Dölmens-Zähne...

Über 600 Sportangler gibt es in Dortmund. Das hätten Sie nicht gedacht, was? Schütteln Sie nicht gleich den Kopf, bitte, sagen Sie nicht: „Haha, Emscher vielleicht und Leckenbecke...?“ Nix Emscher und Leckenbecke! Lassen Sie uns nur gleich den „Erlaubnisschein zum Fischfang“ aufschlagen, den jeder von diesen 600 im Angelsportverein zusammengefaßten Sportanglern zusätzlich zum Fischereischein haben muß. Da finden wir die Gewässerstrecken mit genauer Angabe der zum Angeln freigegebenen Kilometer verzeichnet: Dortmunder Stadthäfen, Dortmund-Ems-Kanal, 2. Abstieg Henrichenburg obere Haltung, Neue Fahrt Olfen, Neue Fahrt Senden-Lüdinghausen, Ternscher See in Selm-Ternsche, Gräflich vom Hagen'sche Fischerei in der Stever bei Olfen, Lippe...

Das ist doch reichliche Auswahl. Die besonderen Bedingungen, unter denen das Angeln hier erlaubt ist, stehen auch dabei: „Bei den Kanalstrecken ist das Betreten der Schleuseninseln, Schleusen, Wehranlagen und der Ufer von Häfen verboten. Untermaßige Fische sind dem Wasser sofort zurückzugeben. Mindestmaße: Hecht 50 cm, Karpfen 30 cm, Schleie 25 cm, Zander 45 cm.“ Daß vom 1. Februar bis zum 30. April für Hechte Schonzeit ist, steht da auch.

Der Hecht, den wir heute den Lesern der „Westfalenhütte“ im Bild und in der Geschichte seines tapferen Todes vorstellen wollen, wurde am 14. Januar 1956 im Selmer See gefangen. Es war unheimlich kalt. Sein Fischer, Manfred Bille, Chemiehelfer in unserer VA., stand mit naßgeschneiten Handschuhen im Uferbereich und warf ohne viel Hoffnung auf besondere Beute den Blinker aus, den er an zünftiger, selbstgebastelter Rute aus

Tonkingrohr 100 Meter weit abrollen lassen kann. Im nächsten Augenblick schnellte ein Kapitalstück von einem Hecht wohl einen Meter aus dem Wasser hoch, fiel zurück, sprang abermals... 20 Minuten dauerte es, bis er auf dem Rasen lag. Der würde nicht mehr, nach Hechtart, im Wasser schräg aufgerichtet stehen, auf Beute lauern, „rauben“ und wieder zurückkehren an den „Standort“ — den hatte es erwischt. Sehen Sie die Zähne? Sie sind alle nach innen gerichtet. Was der packte, das gab er nicht wieder frei. Nun hatte er selber den dreizackigen Köder geschluckt.

Sein — unempfindliches — Maul ist davon nicht zerrissen worden. Und weil er auch sonst in tadellosem Zustand ist, soll er der Nachwelt erhalten bleiben, vor allen Dingen dem Anglernachwuchs, der sich bei den jungverheirateten Billes einmal einstellen dürfte. Ja, man muß ihn also „präparieren“. Präparieren ist ja nur ein anderes Wort für „ausstopfen“. Genaugenommen wird der in einer Flüssigkeit fürs Haltbarwerden präparierte Hecktkopf auch „ausgestopft“, mit hineingegossenem Gips nämlich. Das Klötzchen, an dem er nachher an der Wand hängen soll, gipst man gleich mit ein. Wenn man es einmal gesehen hat und das chemische Rezept weiß, kann man es selber machen, und Manfred Bille wird es selberrmachen, denn er gedenkt noch manchen kapitalen Fisch zu jagen. Es muß aber möglichst ein Raubfisch sein, ein gefährlicher Gegner, ein tapferer Kämpfer. Den Fischer Bille reizt nicht der Fisch, der sich fangen läßt, sondern der Fisch, der sich wehrt. „Man muß dem Fisch eine Chance geben, sich zu befreien. Das macht den Sport doppelt schön.“

Manfred Bille ist leidenschaftlicher Angler, seit er denken kann: Bis zu

seinem sechsten Lebensjahr in Ostpreußen „angelte“ er dort mit Haselnußgerte, Pferdehaar, krummgebogener Stecknadel und Regenwurm. Sie haben ja auch was gefangen, er und seine gleichwinzigen Kumpane. Nur gut, daß er eine Frau bekommen hat, die auch „bei der Angel sitzen“ kann, nachdem sie bisher mit dem Motorroller und bald mit dem Wagen ans Wasser gefahren worden ist. Nachdem sie die Wand im Fischerheim in Selm-Ternsche mit aufgerissenen Mäulern von präparierten Prachtfischen (zum Beispiel Aalen von sechs Pfund) gespickt gefunden hat, wendet sie gegen den in ihrem kleinen Flur neben dem Spiegel aufgehängten Kopf des zehnpfundigen Hechtes nichts mehr ein.

Bille-Ferien? Fischen! Mal waren es am Edersee in 14 Tagen 54 Hechte und so viele Barsche, daß die ganze Pension sich tagelang davon ernährte. Dann waren es an einem einzigen Morgen neun Karpfen von zusammen einem Zentner Gewicht, die Manfred Bille mit einem Kollegen fing. Dabei ist für den Fischer Bille, der auf der einen Seite seines Hutes eine künstliche Fliege, auf der anderen Zähne von Döbeln trägt, bisher eine Frage ungelöst geblieben: Haben Karpfen Zähne oder nicht? Da sie, wenn vorhanden, hinter den Kiemen sitzen, sieht man sie nicht, man muß sie erfühlen. Dazu aber war an jenem Rekordtag, der zudem sehr warm war, vor lauter freudiger Aufregung keine Zeit. Dieses Jahr aber soll nicht zu Ende gehen, ehe Fischer Bille das festgestellt hat. (Vielleicht gibt es in der Belegschaft der „Westfalenhütte“ einen anderen Sportangler, der uns aus eigener Erfahrung die Frage nach den Zähnen der Karpfen beantworten könnte.)

Aus dem Geschichtenbuch Dortmunds

Als 260 Jahre vor unserer Zeitrechnung die Marsen, Sigambri und Bructer in unserer heimatlichen Gegend noch ihre Runen in Steintafeln ritzen, hatten die Chinesen bereits ihr Schreibpapier erfunden. „Etwas langsamer“ kamen unsere Vorfahren auf eine höhere Kulturstufe. Erst 800 bis 900 n. Chr. wurde hier erstmalig von Mönchen die Ziegenhaut fein säuberlich zu Pergament präpariert und für Niederschriften gebraucht. Zu der Zeit trieben täglich die Hirten ihre großen Herden, darunter auch Schafe und Ziegen in Menge, durch die Straßen der bereits 885 urkundlich genannten Stadt Dortmund. Die Straßen waren zum größten Teil morastige Hohlwege, und an ihnen befanden sich zahlreiche „Dränken“. Die Hirten gehörten zu dem verachteten Stande, und sie hätten es sich dazumal gewiß nicht träumen lassen, daß ihnen zum Andenken etliche Hundert Jahre später auf dem Platz vor dem Rathaus ein wunderschöner Brunnen hingesetzt würde. Um 900 gab es schon großangelegte und weithin bekannte Märkte in Dortmund; und in ihren Mauern hielten sächsische Könige und fränkische Kaiser ihre Hoftage ab.

Als im Jahre 1090 die Stadt zu einem bedeutenden Fernhandelsplatz emporwuchs, konnten die angesehenen Kaufherren noch nicht ihren Namen schreiben. Sie machten an der Stelle, wo Verträge unterzeichnet werden mußten, 3 Kreuze. Einige von ihnen trugen auch kostbare Wappenringe, mit denen sie die Kaufverträge einfach „untersiegelten“.

Als um 1200 die Dortmunder ihre erste größere Kirche bauten, wollten sie auch gern einen Schutzheiligen haben. Reisende Kaufleute sahen manchmal über dem Rhein bei Köln einen hellen Schein. Und als sie erfuhren, daß seien die Gebeine eines erschlagenen Mönches, namens Reinoldus, versenkt worden, holten sie diese aus ihrem nassen Grab und gaben ihnen eine würdigere Ruhestatt in ihrer Kirche, die sie nach ihm benannten. Nach dem Volksglauben hat dieser Reinoldus verschiedentlich die Stadt auf wundersame Weise aus ihrer Bedrängnis gerettet. Einmal, als sie in einer Fehde von Dorstfeld aus mit Steinkugeln beschossen wurde, fing Reinoldus, auf einer Stadtmauer

stehend, mit den Händen die Kugeln wie Bälle auf und warf sie in das feindliche Lager zurück. — Ein anderes Mal, das soll am 18. März 1352 gewesen sein, hörte der Turmwächter von der Marienkirche, mit dem seltsamen Namen „Wunder“, vom Reinolditurm eine geisterhafte Stimme rufen: „Wunder, sla dä Klocken!“ („Dä Feinde“ wollten nämlich, wie die Chronik vermeldet, heimlich in die Stadt krukpen“) Dreimal hörte Wunder den Geisteruf. Er fragte auch seinen Kollegen auf der Reinoldi: „Häss du rupet?“ — „Nä!“ sagte der. Da schlug Wunder schleunigst die Glocken, daß es weithin hallte. Und der Feind wagte es nicht, einzudringen, weil er sich verraten glaubte. Nebenbei trugen damals die Männer mit Stolz die in Mode gekommenen Schnabelschuhe. Da sie nun so unerwartet auf den Rückzug gebracht waren, hinderten die Schnäbel sie am schnellen Laufen. Kurz entschlossen schnitten sie sie ab. Und die Dortmunder staunten nicht wenig, als sie am anderen Morgen die Schnabelspitzen verstreut vor ihren Toren liegen sahen.

Als um 1237 auch die anderen Kirchen und das Rathaus erbaut wurden, läutete an letzterem an den Markttagen ein Glöcklein immer den Beginn ein. Übrigens verkauften neben Bauern, Leinewebern, Töpfern usw. auch Köhler ihre Ware auf dem Markt, nämlich Holzkohlen, welche sie in den großen Meilern in den Wäldern eifrig brannten. Erst 500 Jahre später wurde man in dieser Hinsicht „wach“! Sorgsam strichen die Marktleute ihr vereinnahmtes Geld in einen Holzkasten, der unter einem kupfernen Zählbrett angebracht war. — Zu der Zeit wurden auch die Kirchenglocken noch von einem weit hergeholtten Meister und seinen Gesellen in aller Öffentlichkeit mitten auf dem Marktplatz in einem „Geitepott“ gegossen. Die verheirateten Leute trugen bereits Eheringe. Diese waren aber nicht rund, sondern dreieckig.

Als im 14. Jahrhundert die Fehmlinde auf dem Königswall stand und das Freigericht seines Amtes waltete, das heißt, seine Urteilsprüche über Männer fällte, mußten die Frauen, irgendwo vor einem Richter zitiert, noch auf ihren Zopf schwören!

Als 1446 in der Soester Fehde feindliche Nachbarn einen der Türme, welche zu mehreren rundum in die Stadtmauer eingebaut waren, und zwar den „Steinernen Turm“ im Süden, niederlegen wollten, „bissen“ sie sich hieran doch „die Zähne aus“, denn er war unbezwingbar. Einige wenige Männer hatten — was auch heute noch eine Inschrift an ihm besagt — „mit Hast und Ziegelsteinen“ einen festen Mantel um den Turm gelegt, welcher erst später wieder entfernt wurde. Von hier aus gaben sie ihren Mitmenschen durch Zeichen bekannt, daß sie noch lebten. — In dieser Zeit, oder vielleicht auch schon etwas früher, soll der Wahlspruch der Stadt entstanden sein:

So fast as Dürp'm!

Als in der Folgezeit weiterhin Kriege, Seuchen, Feuersbrünste und sogar verschiedentlich „erschreckliche“ Erdbeben die Stadt heimsuchten, war es doch immer wieder der Mensch, welcher durch alles Leid hindurchfand und feststand im Glauben an seine zähe Widerstandskraft, die ihm von der Natur aus verliehen ist.

Als im Jahre 1377 Kaiser Karl IV. unter einem himmelblauen Baldachin einen prunkvollen Einzug in die Stadt hielt und dort aufs ehrfurchtsvollste bewirtet wurde, kam am 16. Juni 1378 nicht weniger pomphaft die Kaiserin Elisabeth, Karls Frau, im vergoldeten Wagen und mit einem ebenso zahlreichen Gefolge angezogen. Sie nahm denselben Weg wie ihr hoher Gemahl. Warum sie nicht gleich mit ihm zog, das verschweigt leider des Sängers Höflichkeit. Jedenfalls hatte aber die Stadt alle Aufwandkosten für den Hof und seine mitreisende Freundschaft zu tragen. Verzehrt wurde „Braud, Bär, Win, Fläisch, Krut un süß noch wat“, wie der Chronist berichtet. Hinzu kam die Verpflegung für über „50 Pärde“ der Begleitung. Dennoch war die Freie Reichsstadt außerordentlich stolz auf diesen ehrenden Besuch. Kaiser Karl ritt durch das Ostentor ein, auf dem die Inschrift prangte:

„Dus stat is vry, dem rike holt,
verkoepet des nich umb alles golt.“
(Diese Stadt ist frei, dem Reiche hold,
verkauft das nicht um alles Gold.)

Als im Jahre 1512 der Rat der Stadt ein Gesetz erließ, wonach „Supen un Schlemmerige“ verboten wurden und der Wirt, welcher nach 9 Uhr abends noch einen Wacholder für die allzu Durstigen abgab, eine empfindliche Strafe zu erwarten hatte, verdiente ein Zimmermeister mit Kost 8 Pfennig „Dag“lohn und sein Geselle 7 Pfennig, ein Schreinermeister mit Kost 7 Pfennig. Bei solchen Verdiensten war es wohl sowieso mit der „Superei un Schlemmerie“ nicht allzu weit her. Nach einem Gesetz von 1763 bekamen die Handwerker sogar noch weniger, nämlich nur 5 bzw. 4 Pfennig. Obwohl die Lebensmittelpreise auch mit

den unsrigen keineswegs zu vergleichen sind, denn ein Scheffel (1 Scheffel gleich Trockenhohlmaß gleich 55 Liter) kostete 17 Pfennig, ein Pferd 10, ein Ochse 8, eine Kuh 6 und ein Schaf nur 1 Taler = 3 Mark, so ist immerhin noch wenig Anlaß zu den obigen Untugenden gegeben.

Als im 16. Jahrhundert Dortmund zu einer der angesehensten Hansastädte des Reiches geworden war, die ihren Handel mit Polen, Schweden, den Niederlanden, England usw. betrieb, verpfändete ihr zweimal König Eduard III. die englische Krone.

Als dann nach dem Dreißigjährigen Kriege die Stadt in die Unbedeutenheit eines kleinen Landstädtchens von kaum mehr als 2000 Einwohnern zurückgesunken war, hatten die Nachtwächter gute Tage. Denn ihre einzige Tätigkeit bestand meistens darin, die Leute mit ihrem Horngetute mitten aus ihrem tiefsten Schlaf zu schrecken, wenn sie nicht gerade selbst diesem huldigten. Bekannt ist, daß in der Silvesternacht um 12 Uhr ein Chor dieser wackeren Männer auf dem Turmgang der Reinoldikirche ihr Neujahrslied „Das alte Jahr vergangen ist...“ mit Stimmen sangen, die „zum Steinerweichen, Menschen rasend machen konnten!“ — Zu den schönen Sängern gehörte auch ein Nachtwächter namens Wilhelm Flasche, der nicht nur der Gesangkunst, sondern auch seinem Namen alle Ehre antat. Beim Gottesdienst versetzte er alle Kirchenbesucher und auch

den Pastor jedesmal in Grausen, wenn er beim gemeinschaftlichen Gesang seinen Tenor mindestens eine halbe Minute länger anhielt als die ganze Gemeinde, sosehr war er von dessen Schönheit überzeugt. Was übrigens die „Flasche“ anbelangte, so tat er sich daran ebenso gern gütlich. Und wenn er dabei bedenkenlos über Zeit und Raum hinwegging und nachts seinen Rausch ausschlafen mußte, dann nahm in familiärer Verbundenheit seine Schwester Sofie den Mantel um, hing sich das Horn um den Hals und setzte sich ihres Bruders gewaltigen Kalabreser auf die weiße Nachtmütze. Auch sie blies zum „Heulen und Zähneklappern“ schön!

Daß sich in einer so kleinen Stadt auch gewisse Originale heranbildeten, war fast selbstverständlich. „Pohlbürger“ nannte man Anno dazumal die Männer, die Abend für Abend in dieselbe Wirtschaft gingen, ihre bestimmte Anzahl Bierchen tranken und dann nach Hause gingen. So tat auch ein Mann, dessen Namen der Chronist verschweigt. Zu Hause angekommen, konnte er nicht einschlafen. Was er sich anfangs nicht erklären konnte, fiel ihm dann ein. Er hatte statt seiner üblichen vier Bier nur deren drei getrunken. Sofort stand er wieder auf. „Minken, ek häff mi verdohn“, sagte er zu seiner Frau; und er war nun sehr in Sorge, ob ihm der Wirt „Zum Sauren“ am Markt noch einlassen würde. Aber siehe da, der Wirt hielt Ausschau an der Tür: „Op di häff ek all lange luert“, lachte er, „dat wuß ek jo, dat du wierkamst!“

Häufig stellten sich auf dem Marktplatz auch auswärtige Volkssänger vor ein „geehrtes Publikum“. Darunter waren ebenso „herzerweichende“ wie auf die Lachmuskeln erfrischend wirkende Bänkelsänger. Wenn ein solcher mit seinem Stock auf eine mit Bildern grell bemalte Leinwand wies, eine Drehorgel spielte und dazu sang:

„Von einer Mordgeschichten
will ich euch jetzt berichten...“,

so schwamm gleich manches Auge in Tränen. Aber wenn der Mörder seine gerechte Strafe bekam, dann lachten die Umstehenden befriedigt auf. Zuweilen, häufig noch anfangs unseres Jahrhunderts, kamen Bärenführer dorthin mit ihrem Karren, in dem der „Tanzbär“ mit Grausen zu sehen war. An dem Karren hing ein Schild mit der Warnung:

„Nichamberpacken“,

was soviel heißen sollte wie „Nicht am Bär packen“ oder noch richtiger „Den Bären nicht anfassen!“

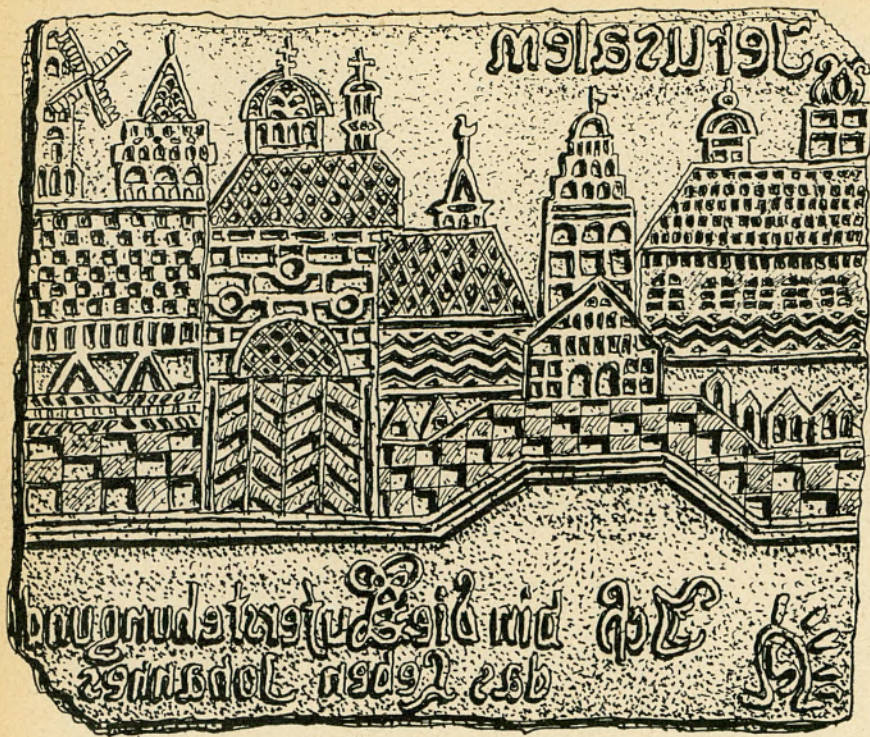
Als um die Mitte des 19. Jahrhunderts der schnelle Aufstieg zur Industriegroßstadt begann, ging man gleich (1847) an den Bau einer Eisenbahnlinie auf der Köln—Mindener Strecke. Und um 1870 entschloß man sich zum Bau des ersten Postamtes.

Als um die Jahrhundertwende die ersten Automobile in Berlin auftauchten, sagte ein alter Dortmunder zu seinem Freund: „Kähl, jetzt maket sä warraftig Wagens, die ohne Piärre öber dä Stroote loopet!“ „Nä, Kähl, wä saggt dat denn?“ — „Jo, kaß mi globen, et steiht vandage inne Zeitung!“ Einige Jahre später konnten die beiden das erste Auto über die Straße am Burgtor rasseln sehen. Sie stoben entsetzt davon.

Als im Jahre 1907 das erste Zeppelin-Luftschiff über Dortmund erschien, waren sie in der Stadt schon so weit an „Wunder“dinge gewöhnt, daß sie keine Erfindung des Teufels mehr darin sahen, sondern den menschlichen Geist anstauten, der das schaffte. Sie opferten sogar am Fredenbaum 5 Pfennig „Entree“, um mit Hilfe einer Leiter auf das Dach eines Möbelwagens zu klettern (der besseren Fernsicht wegen!).

Nach dem zweiten Weltkrieg gab es fast nichts mehr zum Verwundern in Dortmund. Daß die ganze Stadt ein einziger Trümmerhaufen war? Daß sie kaum etwas mehr als zehn Jahre später wahrlich wie ein Phönix, schöner und stattlicher denn je, der Asche entstieg? Daß die Außenwelt dies, was auch in anderen Städten geschah, als „Wirtschaftswunder“ bezeichnet? Darüber kann der Dortmunder nur lächeln. Denn er hat es mit eigenen Augen gesehen: Fleiß und zäher Arbeitswille, diese beiden Tugenden des „sturen Westfalen“, sie allein ermöglichten das Wirtschaftswunder.





Blaudruckform (Museum Herford)

Beschriftung: Jerusalem, Ich bin die Auferstehung und das Leben, Johannes

Blaudruck

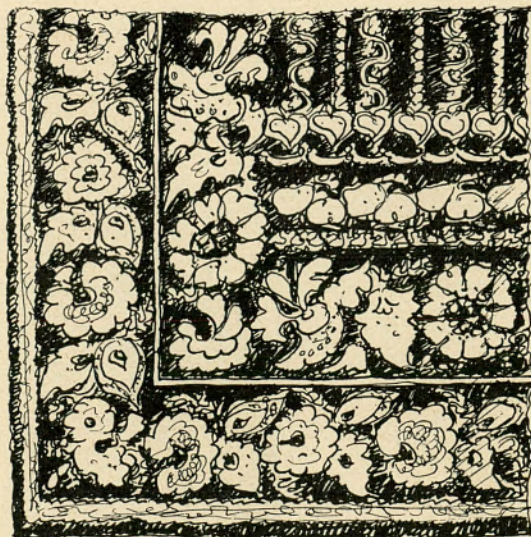
als

Volkskunst

Es ist ein Zeichen unserer Zeit, daß wir allem nachspüren, uns an allem begeistern, was von unseren Vorfahren handwerklich hergestellt wurde. Bewußt oder unbewußt wird dieses Nachspüren wohl hervorgerufen durch eine Auflehnung gegen alles Schematisierte, das uns auf Schritt und Tritt umgibt und ermüdet. Wir haben heute kaum eine größere Stadt in Deutschland, in der nicht Kunstgewerbehäuser handwerkliche Arbeiten in jeder Art und Form anbieten. Eines großen Absatzes erfreut sich die Handweberei, besonders beliebt sind die handgedruckten Stoffe nach alten Mustern. Ein zähes Leben hat der Blaudruck, aber ebenso häufig begegnet man dem Rotdruck, und gern werden beide bei Dirndlkleidern zusammen verarbeitet.

Wer einmal zusehen durfte, wie solch ein Handdruck hergestellt wird, möchte gewiß Näheres über seine Geschichte und seine Entwicklung erfahren. Leider ist nicht allzuviel darüber bekannt, aber wir wissen, daß der Blaudruck besonders in Niedersachsen und Westfalen eine hohe Entwicklung erreichte, vor allem als Leinendruck, denn Baumwollstoffe verwandte man erst viel später. Die Osnabrücker Gegend, in der ja schon in vorgeschichtlicher Zeit Hanf und Flachs angebaut wurden, verfügte für den Blaudruck über ein ganz vorzügliches Linnen. Leinen, schon Jahrtausende vor Christi Geburt in Ägypten und anderen Ländern des Morgenlandes kunstvoll gefärbt, bei den Griechen und Römern verbreitet und von den alten Deutschen als Hauptstoff ihrer Bekleidung geschätzt, wurde eines Tages — so vor einigen hundert Jahren —

der Bäuerin in seiner unbedruckten Einfarbigkeit zu eintönig. Sie verglich ihre Kleider, die sie sechs Tage in der Woche tragen mußte, mit den schönen, leuchtenden Farben der Wollstoffe, die ihr Staatsgewand darstellten. Wir wissen nicht, ob sie die Idee hatte, durch Aussparung der Farbe Muster in den Stoff zu bringen, oder ob der Zufall, vielleicht ein Fehldruck beim Färben, zu Hilfe kam. Aber sicherlich war sie eine kluge Frau, die sich sagte: Das Auge des Mannes ist auf Abwechslung eingestellt. Darum ist es gewiß nicht ungeschickt, ihm durch bedruckte Kleider in vielfältigen Mustern immer erneut eine Augenweide zu sein. So konnte der Blaudruck seinen Siegeszug antreten. Allgemeine Verbreitung als Volkskunst hat er aber erst im 19. Jahrhundert gefunden. Der Leinenfärber, der ursprünglich „Schwarzfärber“ genannt wurde, nicht etwa wegen minderwertiger Färbung, sondern weil das Leinen als Stoff nicht für so „fein“ angesehen wurde, stieg im Ansehen, als der Waid und später der Indigo als leicht zu handhabender Farbstoff Verwendung fanden. So wurde aus dem Schwarzfärber der Blaufärber, der Blaudrucker, der Kleider-

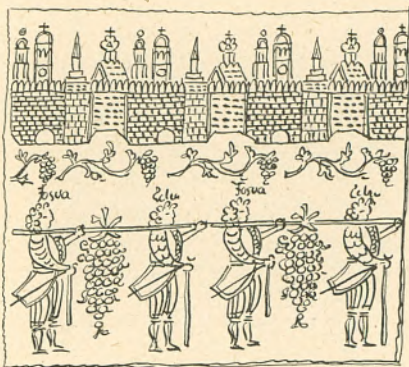


Teil einer Blaudruckschürze (Schaumburg)

stoffe, Bettbezüge und Decken im schönsten Blau färbte und bedruckte. Knigge behauptet zwar in seinem „Umgang mit Menschen“ — die Kissen in den Gasthöfen Westfalens seien mit blauen Bezügen versehen, damit man den Schmutz nicht sehe —, aber diesen Angriff auf die

Sauberkeit unserer Vorfahren wollen wir doch entschieden zurückweisen.

Der älteste und primitivste Druck war der Klotz- oder Modelldruck. Das Muster wurde — im Spiegelbild — auf einem Holzklötzchen eingeschnitten und dem Gewebe mit der Hand aufgedruckt. Das



Bildmotiv eines blaubedruckten Bettuches.
„Die Landschaft mit der großen Traube“.

Model, das ist der Druckstock, bestand meistens aus hartem Birnbaumholz, und das Verfahren ähnelte dem des künstlerischen Holzschnittes. In die Mitte der viereckigen Holzplatte wurde rückseitig zunächst ein Loch gebohrt, damit man die Holztafel zum Bearbeiten auf einem Zapfen beliebig bewegen konnte. Nun wurde die Musterzeichnung auf die glatte Seite des Holzes übertragen. Dann traten die verschiedenen Hilfsmittel, Meißel, Grabstichel und Schnitzmesser, in Tätigkeit. Nur die zum Drucken bestimmten Linien oder Flächen durften erhaben stehenbleiben, alles andere wurde in geduldiger Arbeit ausgehöhlt. In einer späteren Zeit schlug man auch Blechstreifen und Drahtstifte in die Druckplatte, um größere Feinheiten der Zeichnung besser wiedergeben zu können.

Nicht nur die Technik der Druckstockherstellung, auch die Art seiner Motive ähnelt vielfach den Formen des Spekulationsgebäcks aus vergangener Zeit. Man liebte, besonders im 18. Jahrhundert, religiöse Szenen darzustellen, oft mit unterlegtem Bibeltext. Es ist anzunehmen, daß derartige Drucke weniger für Kleiderstoffe als für Schultertücher, die bei kirchlichen Gelegenheiten getragen wurden, oder auch für Decken und Vorhänge Verwendung fanden.

Nach Beendigung der Schnitzarbeit wurde die Druckplatte vorsichtig geschliffen und auf der Rückseite mit einem Handgriff versehen. Sie war nunmehr druckbereit. Ursprünglich kannte man nur den äußerst umständlichen warmen Druck. Hierzu wurde ein leimartiger „Papp“ bereitet, in den man die Druckformen

eintauchte und so das Muster durch Aufdrücken auf die Leinwand übertrug. Mit Sand bestreut, mußte nun erst das mit dem Papp gedruckte Muster eintrocknen, bevor man an das Färben ging. Dann wurde vorsichtig mittels eines Reifens das Leinen in die warme blaue Farbe getaucht und wieder hervorgeholt, sobald man den gewollten Farbton erreicht hatte. Wenn jetzt Papp und Sand abgewaschen waren, so leuchtete nunmehr, weiß in dunklem Blau, das jeweilige Muster des Models.

Verständlicherweise konnte auf diese Art nie ein präziser Druck erzielt werden, obwohl das primitiv Handwerkliche gewiß nicht eines besonderen Reizes entbehrte. Als man dann später zum Kaltdruck überging, war man technisch einen erheblichen Schritt weitergekommen.

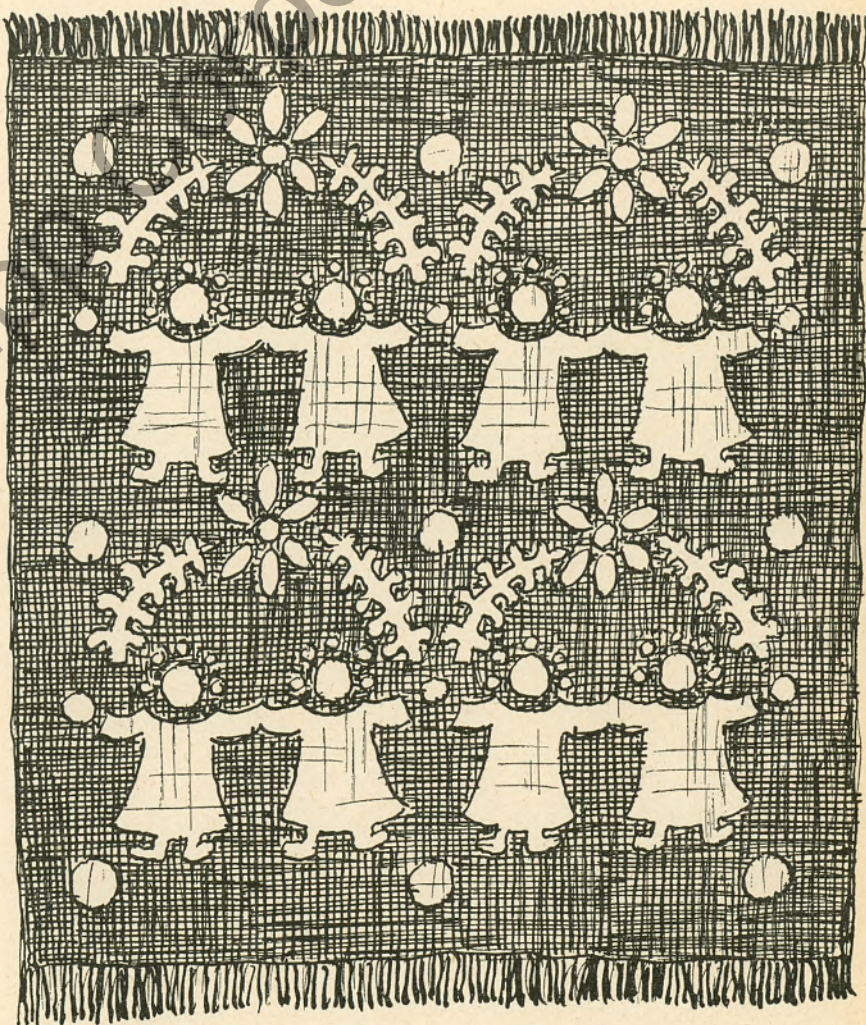
Im 19. Jahrhundert bevorzugte man zuungunsten dieser oft künstlerischen, immer aber originellen Druckstöcke und zugunsten der modischen Einflüsse

kleinere, spielerische Muster, denen die Benennung „Volkskunst“ eigentlich nicht mehr zugesprochen werden kann.

Eine Blaudruckwerkstatt von gutem Namen mußte im Besitz möglichst vieler Druckstöcke sein. Die Kundinnen waren städtischer, das heißt anspruchsvoller geworden, was die Auswahl der Muster betraf. Oft genügte nicht einmal eine Auswahl von 500 bis 600 verschiedenen Druckstöcken, denn nur so ist es zu verstehen, daß die Färbemeister ihre Model auch noch untereinander austauschten. Später vereinfachten und verbilligten die Plattendruckmaschinen den Blaudruck, indem sie mit gravierten Druckwalzen den Handdruck nachahmten.

Wer aber das Echte, Handwerkliche liebt, der wird auch heute noch versuchen, an den Handdruck heranzukommen, der — wie bei einem künstlerischen Holzschnitt — durch die scheinbaren Unebenheiten die Handarbeit des Meisters erkennen läßt.

Blaudruckmuster



OTTO WOHLGEMUTH

Der Beschwerdebrieff



Im Königlich Preussischen Bergamt, dem steinernen Renteihaue innerhalb der alten Burg Wetter über der Ruhr, saß gegen die späten Nachmittagsstunden am 11. Juli des Jahres 1784 der vor drei Monaten vom König zum Oberberggrat ernannte Freiherr vom und zum Stein, nunmehr Leiter des gesamten westfälischen Bergbaues, im geschnitzten Lehnstuhl hinter dem Schreibtisch seines Arbeitszimmers.

„Jawohl, es wird und soll und muß gehen“, so hatte sich das der junge, 27-jährige Oberberggrat, Staatsbeamter, beinahe Freund des alten Herrn in Potsdam, oft gedacht; „gut zwanzig Jahre ist der verdamnte Krieg vorbei, der die preussischen Länder fast zum Weißbluten, zum Erliegen erschöpft hat. Jetzt muß gearbeitet werden, damit das Volk wieder hochkommt. Was hat der König zu mir gesagt: „An der Ruhr, Freiherr, liegen in den Bergen dort Kohlen, Steinkohlen. Die werden wir fördern, denn sie werden gebraucht, eine neue Zeit bricht an. Ihnen übertrage ich die Führung des dortigen Bergbaues. Sie sind ein Kerl, ein scharfer Fußbeißer. Sie wissen, was Sie wollen.“ Nun gut. So waltete er nun im Oberbergamt zu Wetter an der Ruhr seines Amtes. Stand fest und entschlossen mitten in schwerer Arbeit. Der Bergbau sollte und mußte blühen. Was denn sonst? Donnerwetter noch einmal! „In preussischer Erde ist kein Gold. Silber nur ein Quentchen. Erz und Eisen wenig. Da muß eben die Steinkohle ran.“ — Vor dem Freiherrn auf der Tischplatte lagen die Grubenbilder der Markscheider, Förderberichte, Kalkulationen. Er prüfte, addierte, rechnete aus.

Jetzt legte er den Gänsefederkiel nieder, denn es hatte an der Tür geklopft. Zwei Männer traten herein. Der Oberberggrat erhob sich, grüßte herzlich: „Bitte, Herr Nachbar, nehmen Sie Platz.“ Ihm am Tisch gegenüber ließ sich nun der vor einer halben Stunde durch einen Knappschafftschreiber hergebetene, noch recht jugendliche, seit drei Jahren im Amt stehende Pastor von Wetter, Ehren Beckmann, in einen Lederpolstersessel nieder. Seitwärts des Tisches, nahe der Tür, harrete auf einem Kontorschemel der mit ins Zimmer gekommene Bergsekretarius Spangenberg, weißbärtig. Er hielt ein zerknittertes Schreiben in seiner Hand.

Ein Blick durch das offene Fenster ins Ruhrtal. Drunten, auf dem harten Pflaster des Leinpfades, hörte man das Räderknarren einer Kohlenkarrenkolonne. Warm flutete das Licht der Nachmittagssonne in den Raum. Flußabwärts, nach Witten zu, trieb in der Mitte der Stromrinne ein Schleppzug aneinandergekoppelter, beladener Kohlenaaken. Der Herr Oberberggrat sah ein paar Augenblicke den langsam dahinziehenden Schiffen nach, bis sie endlich hinter einem Hügelvorsprung verschwanden. „Na“, sagte er, mit seiner Hand zum Fenster hinausweisend, „Herr Pastor, da sehn Sie's, es geht rund.“

„Ja, es wird gefördert“, sagte der geistliche Herr leichthin. „Die Kohlenschiffe fahren zum Rhein.“

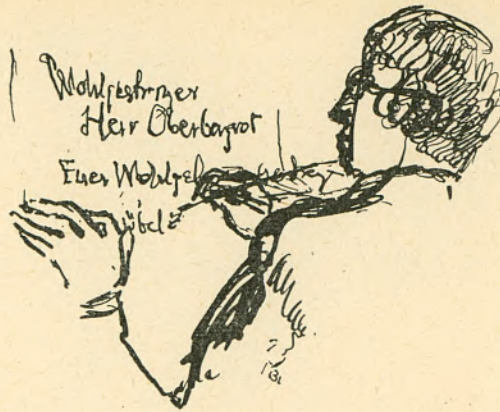
Mit einem versteckten Lächeln fuhr der Freiherr fort: „Also, lieber Freund, es freut mich sehr, daß mein Bote Sie daheim angetroffen hat und daß Sie meiner Bitte, zu einem Viertelstündchen wichtiger Besprechung doch einmal herüberzukommen, sogleich entsprochen haben. Sehn Sie, lieber Pastor, was erlebt man in diesem paradiesisch schönen Lande an der Ruhr? Nichts erlebt man. In Frieden und Ruhe und treuer Gesinnung gehen die Tage, die Monate dahin. Wie ich mich hier daheim fühle, fern von aller Politik, von all dem falschen Getue im europäischen Welttheater, Sie wissen es. Abends Blockflöte, Schachspiel, vielleicht ein gutes Buch. Hier bin ich Mensch unter schlichten, fleißigen Menschen. Vier Jahre lang haue ich nun schon hieselbst. Land und Volk sind mir ans Herz gewachsen, als wenn hier und nicht in Nassau an der Lahn meine Heimat wäre. Aber selten habe ich doch etwas so Drolliges wie heute erlebt. Da habe ich also doch heute früh mit der Post ein Schreiben erhalten, eine Eingabe, halb amtlicher, halb privater Natur, das ist, hehehe“, der Herr Oberberggrat konnte sich nicht enthalten, schalkhaft in sich hineinzukichern, „der Brief, sehn Sie dort, Herr Spangenberg hält ihn in seiner Hand, der ist ja so unglaublich komisch, aber dazu auch ernst und wichtig. Und da habe ich mir nun gedacht, ich wollte doch gern mit Ihnen gemeinsam, Herr Pfarrer, als dem geistigen Betreuer unserer Bergknappen an der Ruhr, diese köstliche Epistel zur Kenntnis nehmen und mich mit Ihnen beraten, was in der Angelegenheit getan werden könnte. Vorher noch eins: Es ist ein Originalbrief. Gellert hätte ihn für seine Fabeln brauchen können. Oder Bürger für seine Münchhausiaden.“

Aber da kommt mir grad ein guter Gedanke. Ach, Herr Sekretär, zu dem merkwürdig vertraulichen, aber doch immerhin auch ein klein wenig bedenklichen besonderen Vergnügen, das uns nunmehr bevorsteht, paßt eigentlich so recht ein gutes Pfeifchen Tabak, es schmunzelt sich besser dabei. Was meinen Sie dazu, lieber Freund?“

„So, lieber Spangenberg, was meinen Sie nun dazu, somit könnten wir nun beginnen. Wollen Sie also die Güte haben, uns den Inhalt des Schreibens zu Gehör zu bringen?“

„Sehr gern, Herr Oberberggrat.“

Der Bergbeamte rückte sich zurecht. Zog, indem er sich räusperte, seine Brille aus dem Futteral, setzte sie auf und begann, leicht dem Herrn Pfarrer zugewendet, der wohl merkte, daß sich der Herr Sekretär mit Würde bemühte, ernst zu bleiben, also: „Es handelt sich bei diesem Schriftstück um die Eingabe eines Dorfschulmeisters, Herr Pfarrer, Sie werden ihn wohl erkennen. Er wohnt in einer unweit von hier entfernten Gemeinde, in der vorwiegend Kleinbauern, bergbau-



treibende Kötter, aber auch viele schlichte, einfache Stöllner, Haspelknechte und Aakenschiffsleute ansässig sind.“

Herr Spangenberg begann: „Der Brief hat folgenden Wortlaut:

Wohlgestrenger Herr Oberberggrat! Euer Wohlgeborener gestrenger geruhen, mir nicht übelzunehmen, daß ich Dieselbe mit diesem billigen Anliegen moleschiere und mich beklagen muß, daß die Bergleute in unserer Gemeinde fast gar keine Kinder in die Schule wollen gehen lassen, sondern sie mitnehmen auf die Kohlpützen und Pingenhalden, daß sie dort Blasbälge treten oder Wagen stoßen.

Meine Besoldung trägt aber dadurch recht wenig ein, so daß ich mich mit Weib und Kind kümmerlich durchbringen muß.

Der Willem Bohlmann läßt einen gehen, das wäre einer. Matthias Huthberg von Grube Walfisch läßt ebenfalls einen gehen, das wären zwei. Der Kirchvater Jörg Pinnekamp läßt auch einen gehen, das sinter drei. Der Heinrich Schneider aufm Idunastollen hat einen großen gehen lassen, der Fahrhauer Fischer ebenfalls einen großen, das sinter fünf. Aber der Fischer hat außerdem noch einen, den er könnte gehen lassen, und er tut es doch nicht. Der Martin Schulz, Haspelzieher, läßt einen gehen, aber nicht immer, das wären endlich sechs. Der Aakenschiffer Hans Krebs hat drei und läßt

doch keinen gehen, weil er sie mitnimmt auf seinen Ruhrkahn. Der Nachbar Stoffel Heineberg hält sich am besten, er läßt drei auf einmal gehen, das sinter endlich neun. Des Michel Mühlmeisters Frau Muhme läßt auch einen kleinen gehen, das sinter zehn. Sie wollte einen großen gehen lassen, aber das wäre ihr nicht möglich.

Ich habe ihren Mann, den Michel, unterthänigst angedet, warum er denn nur einen gehen läßt, und er gab mir zur Antwort, daß es ihm nicht allemal möglich wäre, die Kohlenfahren kämen ihm über den Hals, und einen möchte er überhaupt bei sich behalten, wenn er mal in Verlegenheit wäre. Der obere Pöhlbauer ließe gern einen gehen, aber er ist immer krank, und da geht es nicht. Er hätte ihn vielleicht schon gehen lassen, aber seine Mutter hat ihm abgeraten. Ich meine aber, wer einen hat, der soll ihn gehen lassen, denn im Hause sind die Schelme ja doch zu nichts nütze und verursachen nur Ärger. Der Müller Berthold läßt zwar auch einen gehen, der stinkt aber vor lauter Faulheit, er will auch gar nicht lernen, das sinter elf. Wenn also der eine heute einen gehen läßt und der andere morgen, ja was kommt denn dabei heraus, und wovon soll ein armer Dorfschulmeister denn leben? Daher bitte ich: Euer Wohlgeborener gestrenger Herr

ganz unterthänigst, sich meiner zu erbarmen und einen Befehl auf denen Kohlenzechen, Pochwerken und Hütten ausgehen zu lassen, daß ein jeder Bergmann, der einen hat, ihn gehen läßt, damit viele gehen, und einer den anderen nicht daran hindert, denn das bringt kein Gutes. Den Weibern aber aufzugeben, daß sie denselben nicht aufhalten, wie die Wallmeiersche. Denn ihr Mann hatte einen gehen lassen, aber sie hat ihn unterwegs aufgehalten und nach Hause an die Arbeit geführt. Also dürfen Euer gestrenger Herr mir keine Schuld geben lassen, wenn die jungen Haspelknechte auf deren Gruben die Bergsatzung nicht lesen können, die Warntafeln, Feuerbretter, etzetera, und verstehen kaum, ihren Namen zu unterschreiben.

Oder sie können das Einmaleins und die heiligen drei Artikel nicht. So wie auch ich keinen Fleiß spare, um ihnen alles einzupauken, was not tut. Aber wenn die Leute nur so wenige gehen lassen, was soll daraus werden? Da sollte sich die Bergobrigkeit ein rechtes Bild davon nehmen, sich darein legen und bestimmen: Daß ein jeglicher, der einen hat, ihn gehen lassen muß. Denn solches ist zu des Volkes Bestem. — Ich bitte also, hoffe auch, daß Euer Wohlgeborener das Notwendige tun und einen scharfen Befehl werden gehen lassen.

Achtungsvoll
Ew. Gnaden unterthänigster
Wilhelm Steinbrink
Lehrer und Kantor



Atme ich richtig?

Natürlich, werden Sie sagen, atme ich richtig, sonst würde ich ja wohl längst nicht mehr leben. Leider stimmt das nur bedingt, und leider muß sich heute fast jeder Erwachsene sagen lassen, daß er nicht richtig atmet, weil er ungenügend und verspannt, um nicht zu sagen verkrampft, atmet.

Als kleines Kind haben wir noch alle richtig geatmet, weil der natürliche Instinkt uns dabei geholfen hat. Freilich gab es auch zu dieser Zeit schon Spannungen genug, aber die kindliche Natur verlangte und fand ihr Recht in voller Entspannung durch Spielen und Tollen im Freien, und, wenn es nicht anders ging, im ausgiebigen Geschrei. Das änderte sich schon bald in der Schule. Durch das erzwungene Stillsitzen — oftmals noch in schlechter Haltung — wird ein wesentlicher Teil des Atemmechanismus, nämlich die Bauchatmung, beeinträchtigt, wenn nicht gar stillgelegt. Die Brust atmet fast allein. Hatten wir während der Schulzeit durch Spiel und Sport noch einigermaßen Gelegenheit, die sich anbahnende Fehlentwicklung auszugleichen, so ließ das Berufsleben mit seinen gerade in der Industrie schweren und oftmals ungünstigen Arbeitsbedingungen (verkrampfte Körperhaltung, Fehlen von frischer Luft, Staubeinwirkung usw.) eine dauernde Verspannung und schließlich Verkrampfung der Atmung zustande kommen, von der man nichts unmittelbar merkt, weil sie sich langsam entwickelt, bis sie zur Gewohnheit geworden ist. Da es aber eine ausgesprochene schlechte Gewohnheit mit für uns

auf die Dauer sehr schädlichen Folgen

ist, wollen wir uns einmal überlegen, was wir hier für uns tun können, denn schließlich geht es ja dabei um unseren eigenen Körper, dem wir in seiner bedrängten und gefährdeten Lage zu Hilfe kommen wollen.

Vorweg wollen wir uns jedoch noch ein paar Gedanken über die Atmung an sich machen, und zwar interessiert uns hier der eigentliche Atmungsvorgang: die Einatmung und die Ausatmung.

Die Einatmung geschieht durch eine aktive Ausdehnung des Brustraumes. Durch Anheben der Rippen mittels der Muskulatur und Senken des Zwerchfelles schaffen wir einen luftleeren Raum im Innern des Brustkorbes, in den sich die Lungen hinein ausdehnen. Bei dieser Ausdehnung der Lunge strömt Luft (Sauerstoff) von außen durch die Luftröhre in

die Lunge hinein. Das tiefe Einatmen ist also nicht eine aktive Leistung der Lunge, sondern der Brustkorbmuskulatur und des Zwerchfelles. Die Einatmung läßt sich demnach in zweifacher Weise vertiefen. Einmal, indem wir durch Betätigung der Brustmuskulatur den Brustkorb erweitern, oder das andere Mal das Zwerchfell möglichst nach der Bauchhöhle herabdrücken. Zu einer vollen Einatmung, bei der sowohl die obersten und die untersten Teile der Lunge gefüllt werden, gehört demnach die gemeinsame Betätigung der Brustmuskeln und des Zwerchfelles.

Bei der Ausatmung

vollzieht sich nun der umgekehrte Vorgang. Sie kommt durch eine Verkleinerung des Brustraumes zustande. Die Rippen sinken in ihre Ausgangsstellung zurück, das Zwerchfell tritt wieder in die Höhe. Das Höbertreten des Zwerchfelles ist eine Leistung der sich zusammenziehenden Bauchdecken. Durch die Einziehung des Bauches wird ein Druck auf die Leibeingeweide ausgeübt, der sich nach dem Zwerchfell hin fortsetzt und dieses nach oben drängt. Bauchdecken und Zwerchfell ergänzen sich also gegenseitig in ihrer Wirksamkeit. Durch die Verkleinerung des Brustkorbes wird auf die Lunge ein Druck ausgeübt und dadurch die verbrauchte Luft (Kohlensäure) nach außen gestoßen. — Soviel zum Atemmechanismus.

Und was können wir nun tun, um diesen Mechanismus voll wirksam werden zu lassen?

Nun, da scheint mir der wichtigste Punkt der zu sein, daß wir uns unserer Atmung erst einmal bewußt werden, d. h., wir nicht wie bisher oberflächlich und „automatisch“ atmen, sondern mit vollem Bewußtsein unsere ganze „Atemapparatur“ gebrauchen und alle Teile gemeinsam dazu einsetzen. Erst dadurch erreichen wir, daß wir die Luft „in vollen Zügen genießen“. Ein besonderes Augenmerk wollen wir dabei auf die Ausatmung legen. Denn nur dann, wenn wir alle angesammelte verbrauchte Luft aus der Lunge wieder herauspressen, schaffen wir genügend Platz für frische, sauerstoffreiche Luft. Durch ein paar einfache Übungen, die keiner großen Vorbereitung bedürfen und die wir nach dem Aufstehen am geöffneten Fenster, bei einem Spaziergang an frischer Luft oder in einer Ruhepause ausführen können, läßt sich die Wirkung noch erheblich vergrößern.

So sollen wir es machen

Ein paar Beispiele mögen uns zur Anleitung dienen:

1. Übung:

Beine gespreizt oder zusammen. Seitliches Heben der Arme bis zur Waagerechten, dabei einatmen. Senken der Arme in die Ausgangsstellung zurück, dabei tief ausatmen.

2. Übung:

Beine gespreizt. Arme vor dem Leib herabhängen lassen und Hände ineinander verschränken. Arme vorwärts hochheben bis zur Senkrechten, dabei tief einatmen. Arme und Rumpf vorwärts beugen, Arme zwischen den Beinen durchschlagen, dabei tief ausatmen. Langsam wieder aufrichten und dabei tief einatmen. Mehrere Male wechselnd.

3. Übung:

Beine gespreizt. Hände in den Hüften oder auf dem Rücken. Vorbeugen des Rumpfes und des Kopfes bis zur Waagerechten, dabei tief ausatmen. Leichtes Rückbeugen des Kopfes und des Rumpfes nach hinten, dabei tief einatmen.

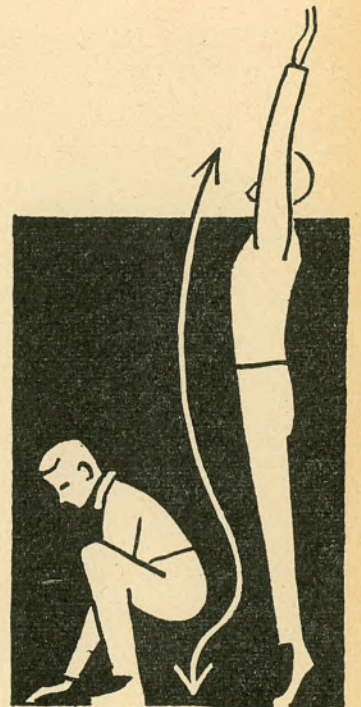
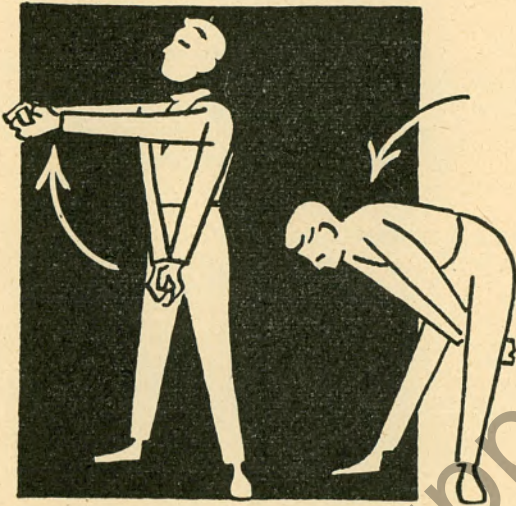
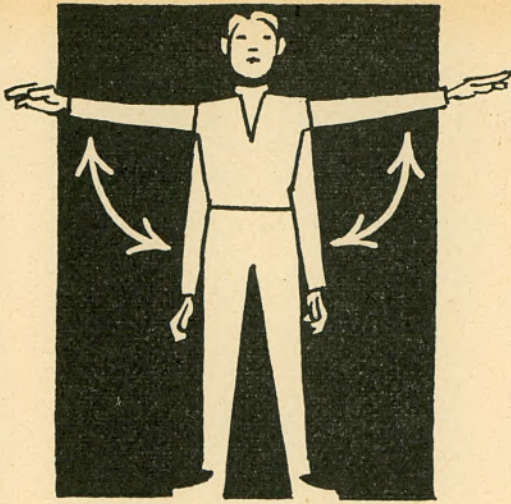
4. Übung:

Hockstellung einnehmen. Aus der Hockstellung den Körper langsam aufrichten und dabei tief einatmen. Streckung des Körpers bis zum Zehenspitzenstand und Hochführen der Arme bis zur Senkrechten. Dann den ganzen Körper zusammenfallen lassen, zurück in die Hockstellung und dabei tief ausatmen.

Diese wenigen Beispiele mögen als Anleitung genügen. Sie täglich mehrere Minuten in frischer Luft ausgeführt, gibt uns ein wohltuendes Empfinden, und unser Körper wird uns dankbar sein.

Die Japaner haben den Atem den besten Kameraden dieser Erde genannt. Und ich glaube, es lohnt sich schon, diese Kameradschaft ein wenig zu pflegen und zu hegen, haben wir doch selbst den größten Gewinn davon.

Dr. Bohmer



Kleines Gespräch über Tabletten

Da begegnen sich zwei Frauen beim Kaufmann. Sie müssen etwas warten. Das Gespräch dreht sich um das Wetter, die Kinder und um das eigene Befinden. „Wie geht's?“ „Ach, ich habe mal wieder solche Kopfschmerzen!“ — „Sie auch?“ „Ja, denken Sie, auch mir geht es so. Aber da habe ich ganz ausgezeichnete Tabletten, ein ganz neues Präparat. Die habe ich immer bei mir; nehmen Sie sie mal, gleich wird es besser sein.“

Solch ein Gespräch wird wohl täglich einige Tausend Male geführt werden. Die Tablette, das ist die Rettung. Auch daß es ein neues Präparat ist, wird richtig sein. Aber neu ist nur der Name. Was drin ist, das gibt es in gleicher oder ähnlicher Zusammensetzung seit 30 oder mehr Jahren, vielleicht bei 100 Arzneimittelfirmen. Und so ist es mit den Tabletten gegen Kopfschmerzen, bei Schlaflosigkeit, bei innerer Unruhe, bei Verstopfung usw. Es ist ja so bequem — bei Bedarf oder 3mal tgl. eine Tablette —, und es hilft auch, und darum nimmt man sie am nächsten Tag wieder und am dritten auch, und dann werden es auch schon mal mehr Tabletten am Tag, als es nötig ist. Man ist ja versichert. Die Kasse soll ruhig zahlen. Irgendeine kleine Beschwerde — her mit der Tablette oder den Tropfen.

Mit großer Sorge

verfolgen wir Ärzte den ständig steigenden Verbrauch an Arzneimitteln.

Es gibt z. B. in Deutschland 48 000 Spezialpräparate; jeden Tag kommen zwei neue dazu. Von diesen 48 000 sind nur die bekanntesten 7000 in der „Roten Liste“, die jeder Arzt auf dem Schreibtisch hat, enthalten. Aber auch diese 7000 kann schon lange kein Arzt oder Apotheker mehr übersehen. Hierbei sind viele hervorragende Mittel, die kein Arzt in seinen Verordnungen mehr vermissen möchte.

Aber noch kann jeder, der das möchte, in einer Waschküche oder sonstwo eine Firma zur Herstellung von Arzneimitteln aufmachen. Was er herstellt, legt er zur Prüfung vor; wenn es nicht zu beanstanden ist, dann kann er produzieren. Es gibt viele gute, seriöse, verantwortungsbewußte alte Arzneimittelfirmen. Aber glauben Sie, daß die vielen kleinen Betriebe, die nach dem Kriege wie Pilze aus der Erde geschossen sind, nur um das Wohl der Mitbürger besorgt sind? Ist da nicht vielfach reiner Geschäftssinn am Werke, der sich die Situation unserer Mitmenschen mit der Fülle ihrer kleinen Beschwerden, die die Lebensweise in der Gegenwart mit sich bringt, zunutze macht? Ja, darin liegt die Ursache: in der ungesunden, nicht mehr einer natürlichen Ordnung entsprechenden Lebensweise des heutigen Menschen — vielfach mit zu wenig Bewegung, zuviel Sitzen, überreicher Ernährung, wachsender Bequemlichkeit, viel Unruhe, viel Hast, mehr Freizeit und doch wie oft keiner Zeit für das, was nötig täte: Besinnung. Diese Lebensweise ist es, die die Fülle der großen und kleinen Beschwerden mit

sich bringt. Und dann nimmt man eben Tabletten oder Tropfen. Jeder Bewohner der Bundesrepublik für 20 DM im Jahr. In anderen Ländern noch viel mehr. Man meint, man müsse wieder herausbekommen, was man einzahlt. Und man meint, nur das teure Medikament hilft. Eine Tablette für 10 Pfennig, die kann ja nicht viel helfen. Das ist ja nur soviel wie eine Zigarette.

In Amerika kann man

Tabletten aus dem Automaten

ziehen. Geht es denn aber auch nicht sehr oft anders? Wie machten es denn unsere Eltern und Großeltern? Da gab es z. B. die guten alten Tees. Gegen Husten, zum Schwitzen, zum Abführen, gute, einfache Dinge waren es. Sie halfen. Und unsere Mütter verstanden damit umzugehen. Und sie verstanden auch zu warten. Denn die Krankheit mußte ja heraus. Und einfache Wasseranwendungen schafften Linderung. Brustwickel, Wadenwickel, Abwaschungen. Alle diese alten guten und einfachen Hausmittel wurden genutzt. Und ihrer sollten wir uns wieder mehr bedienen. Wie viele Möglichkeiten der Selbsthilfe, die sooft heutzutage ungenutzt bleiben.

Und dann das Schlafmittel: Soll man, wenn man schlecht einschläft,

sofort zur Tablette greifen?

Nein und 100mal nein. Am offenen Fenster einige Male tief durchatmen, für warme Füße durch ein Weichfußbad sorgen. Vielleicht eine leichtere Abendmahlzeit zu einem früheren Zeitpunkt — wie oft würde das schon genügen.

Verstopfung: Ist die Ernährung in Ordnung? Wird Vollkornbrot gegessen? Ist genügend Obst, Salat, Sauermilch in der Ernährung enthalten? Läßt man sich Zeit für den Besuch des Gartens, auf dem man ganz allein ist? Alle diese Überlegungen kommen vor den Tabletten.

Wir Menschen unterscheiden uns vom Tier durch die Fähigkeit, denken zu können. Wir sollten auch mal über uns nachdenken und nicht gedankenlos zur Tablette greifen, wenn der Kopf weh tut. Vielleicht hilft schon etwas frische Luft oder eine kühle Kompresse.

Es muß auch einmal dies klar gesagt werden, daß der

Arzneimittelmißbrauch

nur zu leicht zur Sucht, zur echten Sucht führt und daß Jahr für Jahr manche akuten Todesfälle und manche schleichende Blutkrankheit ihre Ursache in einem gedankenlosen Mißbrauch von Medikamenten haben. Daß sehr viele Selbstmorde mit stark wirkenden Arzneimitteln verübt werden, sei nur am Rande erwähnt.

Es gibt viele Möglichkeiten der Selbsthilfe. Sie wurden aber nur angedeutet. Man muß nur bereit sein, nachzudenken und auch die einfachen Dinge zu bedenken und erst dann zum Medikament greifen, wenn der Arzt es für geboten hält oder wenn das in vielen Generationen bewährte einfache Hausmittel wirklich nicht hilft. Dann bekommt das Medikament wieder den Platz in unserer Vorstellungswelt, den es verdient.

Das gute Buch

Die Weltraumfahrt hat begonnen

Vom ersten Satelliten bis zur Mondreise. Von Karl Schütte. Herder-Bücherei, 1,90 DM.

Die Weltraumfahrt steht seit dem erfolgreichen Start der russischen Erdsatelliten im Mittelpunkt des Interesses. Aber jeder Leser, der sich mit dem Problem beschäftigen will, merkt bald, wie wenig bisher über die wissenschaftlichen Voraussetzungen, die technischen Möglichkeiten und die gegebenen Grenzen eines Starts in den Weltraum bekannt ist. So wird das elfte Taschenbuch der „Herder-Bücherei“, „Die Weltraumfahrt hat begonnen“, in weiten Kreisen willkommen sein; denn es leistet eine gründliche Informationsarbeit und ist doch allgemeinverständlich und interessant, ja, spannend geschrieben.

Verfasser ist der Münchner Astronomieprofessor Karl Schütte, der als langjähriger Vorsitzender der „Gesellschaft für Weltraumforschung“ internationales Ansehen genießt. Auf Grund neuester Forschungsergebnisse schildert er z. B. die Funktionsweise der verschiedenen Raketen, die Gefahren eines Raumflugs, den Bau einer Außenstation im Weltraum, die Möglichkeiten einer Mondreise, Einzelheiten über das amerikanische Satellitenprojekt usw. Am Hand von Tabellen und Zeichnungen kann sich der Leser selber überzeugen: Weltraumfahrt ist nicht mehr eine Sache utopischer Romane, sondern exakter wissenschaftlicher Forschung.

Abbé Pierre

und die Lumpensammler von Emmaus

Ein Franziskus unserer Zeit — das ist Abbé Pierre, dessen Kampf gegen das Obdachlosenelend die Welt aufhorchen läßt. In Paris nahm diese soziale Bewegung ihren Ausgang. In einem strengen Winter gewährte der Abbé ein paar Clochards Unterkunft. Mit diesen begann er — zunächst gegen den Willen der Regierung — Behelfsheime zu bauen für ausquartierte Arbeiterfamilien. So entstand Emmaus, eine Selbsthilfegemeinschaft von Menschen in Not, für deren Unterhalt und Führung Abbé Pierre auf vielfältige Weise zu sorgen hat. Vom Aufbau dieses Werkes, von dem Kampf gegen eine schwerfällige Bürokratie, vom Aufrütteln der öffentlichen Meinung, von Erfolgen und Schwierigkeiten und von vielen Einzelschicksalen berichtet Boris Simon, der Emmaus aus eigenem Erleben kennt.

Soziale Leistungen — drüben

„Die sozialen Leistungen in der sowjetischen Besatzungszone und in Ostberlin.“ Von Alfred Leutwein. Bonner Berichte aus Mittel- und Ostdeutschland — herausgegeben vom Bundesministerium für gesamtdeutsche Fragen. 4. erweiterte und ergänzte Auflage, Bonn 1957. Teil I (Textteil) 157 Seiten DIN A 5, Teil II (Anlageenteil) 168 Seiten DIN A 5.

Der Verfasser behandelt den Gesamtkomplex der Sozialversicherung, die in der Ostzone zum Plangefüge gehört und Teil des Staatshaushaltes ist; aber auch die sozialen Leistungen außerhalb der Sozialversicherung werden dargestellt. Der Bericht, der

in relativ kurzen Abständen mehrfach neu aufgelegt werden mußte, berücksichtigt in der vorliegenden Auflage wiederum die inzwischen eingetretenen Veränderungen, dabei konnten in größerem Umfang als bisher statistische Angaben verwertet werden, die von sowjetzonalen Stellen veröffentlicht wurden. Entsprechend den in der Bundesrepublik auftretenden Fragen und Wünschen wurde der Darstellung der gesetzlichen Grundlagen verhältnismäßig breiter Raum gewährt. Der Anlagenteil, der außer umfangreichem tabellarischem Material Verlautbarungen des Sowjetzonenregimes im Wortlaut bringt, wurde wiederum wesentlich erweitert und in einem Sonderband untergebracht, der vor allem für den dienstlichen und wissenschaftlichen Gebrauch bestimmt ist. Der Bericht dient zur Information der Sozialbehörden in der Bundesrepublik, der Gewerkschaften und Arbeitgeberverbände, aber auch weiterer sozialpolitisch interessierter Kreise. Der Anlagenteil ist im allgemeinen dem dienstlichen und wissenschaftlichen Gebrauch vorbehalten. Die Schrift kann bei begründetem Bedarf kostenlos beim Büro Bonner Berichte, Bonn, Joachimstraße 10, angefordert werden.

Junckers Sprachbücher

Sehr empfehlenswert sind die Wörterbücher des Axel Juncker Verlages, Berlin, die eine Millionen-Auflage haben, sehr klar und übersichtlich und auch dem Sprachgewandten unentbehrlich sind.

Die Sprachführer des Verlages eignen sich vornehmlich als Gesprächsführer im Ausland selbst: Sie geben die Redewendungen wieder, wie wir sie auf der Straße, im Geschäft, im Hotel usw. täglich verwenden, wenn wir im Ausland sind. Sie geben viel für wenig Geld. Beispielsweise kostet der französische Urlaubssprachführer nur 2,90 DM.

Zur christlichen Staatslehre

Wörterbuch der Politik, Heft II: Zur christlichen Staatslehre. Herausgegeben von Oswald v. Nell-Breuning S. J. und Dr. Hermann Sacher. 2., überarbeitete und erweiterte Auflage, Quartformat, 6 Seiten und 210 Spalten, kartoniert 6,50 DM. Herder Verlag, Freiburg.

Dieses Heft liegt soeben in zweiter, neuer Auflage vor, die, verglichen mit der 1948 noch behelfsmäßig ausgestatteten Ausgabe, erweitert und in den übernommenen Teilen sorgfältig überarbeitet ist.

Von Dr. Hermann Sacher sind einige wichtige neue Artikel über Staatsformen und Begriffe, die sich in unserer Zeit herausgebildet haben, u. a. kommunistischer Einparteiistaat, Volksdemokratie, Satellitenstaat. Der letzte Artikel über „Organische Staatsordnung“ von Dr. Julius Dorneich versucht, die Demokratie stärker auf dem Gedanken der Selbstverwaltung aufzubauen und die Sorge für den Menschen und die Familie (und damit für Volksgesundheit und Jugendpflege) in die Mitte der staatlichen Politik zu rücken.

Das Inhaltsverzeichnis gibt eine gute Übersicht über die Gesamtanlage des

Heftes, dessen Umfang gegen früher um rund ein Drittel erweitert ist. Es gibt auch einen differenzierteren Aufbau der Hauptartikel und dient so der Funktion des Gesamtwerkes, das allen, die im Leben des Staates einen Auftrag haben, und auch den Studierenden der Staatswissenschaften ein praktisches Handwörterbuch sein will.

Draußen wartet das Abenteuer

M. Z. Thomas: Lebensbericht über Alexander v. Humboldt, 256 Seiten, Leinen, 9,80 DM, Franz Schneider Verlag.

„Was ist das für ein Mann! An Kenntnissen und lebendigem Wissen hat er nicht seinesgleichen. Und eine Vielseitigkeit, wie sie mir gleichfalls noch nicht vorgekommen ist. Überall ist er zu Hause und überschüttet uns mit geistigen Schätzen.“

So urteilt Goethe über Alexander v. Humboldt, einen der größten Naturforscher aller Zeiten. Und Jakob Grimm, auch ein Zeitgenosse dieser beiden großen Männer, sagte: „Neben Goethe stehen kann nur einer — Alexander v. Humboldt.“ Denn Humboldts Bedeutung liegt nicht allein in den Ergebnissen seiner Forschungen; sie geht weit darüber hinaus. Es ist ein packendes und unvergleichliches Schicksal, dem wir in Humboldt begegnen:

Ein schlechter Schüler, an dem seine Lehrer verzweifeln und der erst spät und unter dramatischen Umständen zu lernen beginnt, ein kränklicher und schwacher Junge, von ständigen Schmerzen geplagt, setzt es sich in den Kopf, die weite Welt zu sehen und zu erforschen. Weil seine Erzieher es von ihm fordern, wird er zunächst Beamter. Unbeeindruckt von den Möglichkeiten einer glänzenden Karriere als Staatsbeamter, arbeitet er mit erstaunlicher Zähigkeit an der Verwirklichung seiner Reisepläne. Er opfert Stellung und Vermögen für eine jahrelange gefährliche Durchquerung des südamerikanischen Kontinents. Gemeinsam mit seinem Freund Bonpland, einem jungen französischen Gelehrten, wird er zum Entdecker und Pionier der ungeahnten Zukunftsmöglichkeiten Südamerikas.

Humboldts Persönlichkeit, sein Schicksal und sein Werk treten jetzt in einer lebendig geschriebenen Arbeit in das helle Licht der Gegenwart. Erstaunt sehen wir die überragenden wissenschaftlichen und menschlichen Leistungen eines Mannes, der, völlig auf sich gestellt, zum König der Wissenschaft aufstieg.

M. Z. Thomas (in den letzten beiden Jahren auf der Jahresbestliste der Jugendliteratur vertreten) schrieb auf Grund jahrelanger sorgfältiger Quellenforschungen unter dem Titel „Draußen wartet das Abenteuer“ ein Buch, in dem er der Jugend ein neues Humboldt-Bild schenkt. Und wir erfahren zu unserer Überraschung, wie modern im besten Sinne des Wortes dieser Forscher gelebt, gekämpft und gearbeitet hat. Bis in unsere unmittelbare Gegenwart wirken sich seine Beobachtungen und Untersuchungen aus. Unerschöpflich ist der Reichtum seiner Gedanken und für alle Zeiten vorbildlich der Wagemut, mit dem er seine selbstgewählten Aufgaben löste.



Was ist der russische Mensch heute? Die neue Mystik: Das Mausoleum von Lenin und Stalin ist zu einem Wallfahrtsort für Tausende jeden Tag geworden. Stundenlang stehen sie an in kilometerlanger Schlange, um für ein paar Sekunden an den beiden Toten vorbeizudefilieren. Niemand zwingt dazu. Ist es Anhänglichkeit? Ist es bloße Gewohnheit? Haben die beiden etwas von jener Magie errungen, die allen Herrschern Rußlands zu eigen war?

NEUE BÜCHER

AUS DER

BÜCHERGILDE

Die Büchergilde Gutenberg, der 2500 Belegschaftsmitglieder angehören, bringt im zweiten Vierteljahr 1958 wieder eine Anzahl guter Neuerscheinungen heraus.

Wolfgang Leonhard: *Die Revolution entläßt ihre Kinder*. Buch 387, Romanformat, Ganzleinen mit Schutzumschlag, 558 Seiten, 6,75 DM.

Eugene O'Neill, Thornton Wilder, Tennessee Williams, Arthur Miller: *Amerikanisches Theater*. Der erste Band unserer modernen Theater-Ausgaben enthält die Stücke: „Ein Mond für die Beladenen“ von Eugene O'Neill, „Unsere kleine Stadt“ von Thornton Wilder, „Die Katze auf dem heißen Blechdach“ von Tennessee Williams und „Der Tod des Handlungsreisenden“ von Arthur Miller sowie ein Nachwort von Siegfried Melchinger. Buch 383, Romanformat, Ganzleinen mit Schutzumschlag, 428 Seiten, 6,75 DM.

Valerian Tornius: *Zwischen Hell und Dunkel*. Buch 22, Romanformat, Ganzleinen mit Schutzumschlag, 320 Seiten, 16 Bildtafeln, 5,35 DM.

F. Scott Fitzgerald: *Der große Gatsby*. Buch 386, Romanformat, Ganzleinen mit Schutzumschlag, 287 Seiten, 4,35 DM.

A. J. Cronin: *Dr. Shannons Weg*. Buch 382, Romanformat, Ganzleinen mit Schutzumschlag, 320 Seiten, 3,20 DM; nur zusätzlich zum Quartalsbuch lieferbar. Ab 1. Oktober 1958 4,35 DM.

Erich Maria Remarque: *Zeit zu leben und Zeit zu sterben*. Buch 381, Romanformat, Ganzleinen mit Schutzumschlag, 421 Seiten, 5,85 DM.

Theodore Dreiser: *Jennie Gerhardt*. Buch 385, Romanformat, Ganzleinen mit Schutzumschlag, 451 Seiten, 5,85 DM.

Slavomir Rawitsch: *Flucht durch Steppe und Wüste*. Buch 384, Romanformat, Ganzleinen, 300 Seiten, 4,35 DM.

Giovanni Dogigli: *Entfesselte Atomkraft*. Buch 388, Romanformat, Ganzleinen; Schutzumschlag, etwa 330 Seiten und 24 Bildtafeln, 5,85 DM.

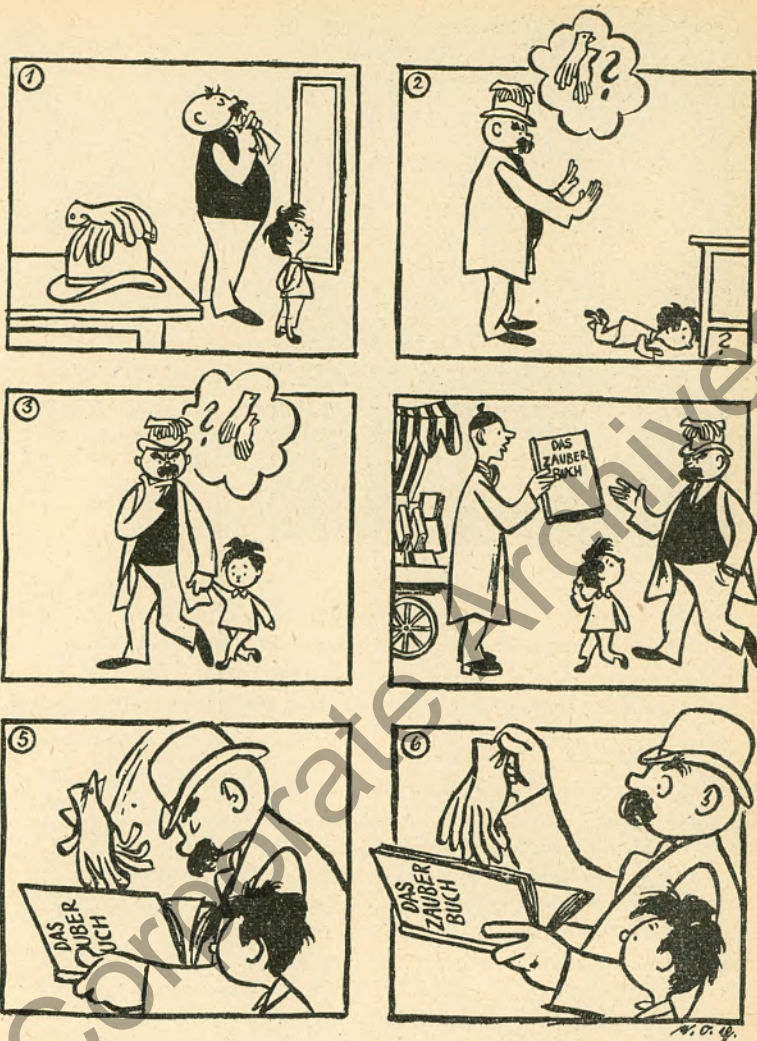
J. H. Breasted: *Geschichte Ägyptens*. Buch 391, Format 18,5×27 cm, Ganzleinen mit Schutzumschlag, 600 Seiten mit 291 Abbildungen auf Tafeln, zahlreichen Textbildern und 7 Farbtafeln, 13,50 DM.

Wolf Strache: *Japan — Fernes Land*. Buch 390, Format 22,5×28,5 cm, 160 Seiten mit 114 ganzseitigen Bildtafeln, gebunden, 10,80 DM.

Wendell Phillips: *Kataba und Saba*. Buch 354, Großformat, Ganzleinen mit Schutzumschlag, 272 Seiten und 32 Bildtafeln, 6,75 DM.

E. O. Plauen: *Vater und Sohn II*. Buch 329, Format 23,5×22 cm, Halbleinen, 160 Seiten, 4,35 DM.

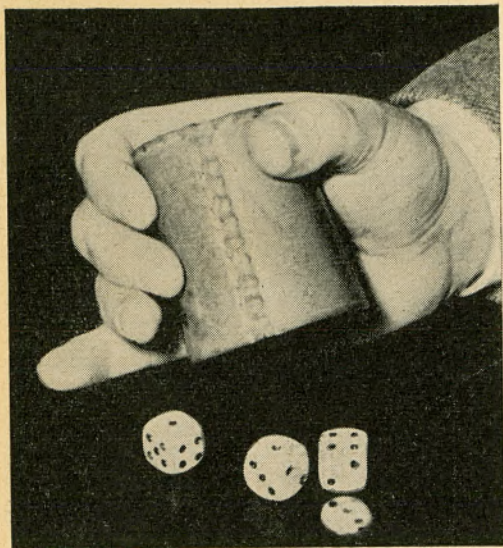
James Riddell: *Neues aus der verrückten Arche Noah*. Buch 389, Format 20,3 mal 22,5 cm, gebunden, 32 Seiten, 2,25 DM.



Es gibt also doch Zauberei

Lieselotte Pulver und John Gavin in dem Universal-Cinemascope-Farbfilm nach Erich Maria Remarques gleichnamigem Roman, Regie: Douglas Sirk. Foto: Universal





Glücks- und Falschspiel

Von Kriminalrat Karl Kiehne

Wir haben Kriminalrat Kiehne gebeten, unsere Mitarbeiter über die Glücks- und Falschspiele auf Grund seiner reichen Erfahrung mit den „Zoppere“ und Spielganoven zu unterrichten. Wir glauben, daß seine Darlegungen Interesse finden und — warnen.

1. Allgemeines

Darf ich Sie in Gedanken einmal 30 Jahre zurückführen? Folgen Sie mir bitte in Dortmund zur Eisenbahnunterführung Leuthardstraße, dahin, wo man vom Burgwall kommend linker Hand in der Kapellenstraße die Ruine eines alten Steinkastens sieht, in dem damals das Arbeitsamt untergebracht war. Unter dieser Unterführung konnte man den lieben langen Tag — wenn nicht gerade die Polizei kam — ein dichtes Menschenknäuel in einer dunklen Ecke stehen sehen. In der Mitte waren, wenn es gelang, sich durchzuzwängen, zwei Akteure zu erkennen. Der eine hielt eine Zeitung ausgebreitet, der andere hantierte mit drei Spielkarten. Er zeigte den Umherstehenden drei verschiedene Karten, zwei hatte er in der einen und die andere Karte in der anderen Hand. Sie konnten sich eine aussuchen und auf sie einen Geldbetrag „setzen“, den der Kartenhalter, der Spielmacher, „hielt“. Er warf dann die drei Karten durcheinander und ließ sie auf die ausgebreitete Zeitung fallen. Gelang es Ihnen, Ihre Karte herauszufinden, so hatten Sie gewonnen, wenn nicht, dann mußten Sie bezahlen. Meistens ließ der Spielmacher am Anfang die Karten so langsam fallen, daß Sie mit Leichtigkeit Ihre Karte herausfinden und gewinnen konnten. Aber dann war es bald mit Ihrem Glück vorbei. Sie konnten den schnellen Manipulationen des Spielers nicht mehr folgen und verloren Spiel auf Spiel.

Damals ging es um die Stempelpfennige

So ging es damals den meisten der Arbeitslosen, die im Arbeitsamt ihr Stempelgeld geholt hatten und unter der finsternen Unterführung angeregt wurden, zu ihren Hungergröschchen ein paar Pfennige hinzuzuverdienen, damit vielleicht ein Glas Bier dranhing. Wir von der Polizei haben damals in erster Linie auf die Akteure, also die Spielmacher, Jagd gemacht, nicht nur, weil es sich um ein verbotenes Glücksspiel, nämlich „Kümmelblättchen“ (richtig eigentlich „Gimmelblättchen“) oder „Dreiblatt“ handelte, sondern, weil wir in erster Linie die Unerfahrenen vor Geldverlust und manche brave Hausfrau vor der Verzweiflung bewahren wollten.

Doch folgen Sie mir an einen anderen Schauplatz. Vielleicht war dieser oder jener Leser schon einmal dort. Ich meine in einem Spielsaal, in dem auf einem großen Tisch auf grünem Billardtuch ein Spielfeld aufgezeichnet und in dessen Mitte ein

Apparat aufgebaut ist, in dem sich eine weiße Kugel in dem sogenannten Kessel dreht. Man kann auf bestimmte Felder des Tisches Geld (oder Spielmarken = Jetons) setzen und darauf warten — manchmal allerdings sehr lange — bis die launische weiße Kugel in dem Roulette auf die Zahl des Feldes zu fallen geneigt ist, auf das Sie gesetzt haben.

In diesem Spielsaal geht es viel vornehmer zu als unter der Unterführung an der Kapellenstraße; man muß sogar Eintrittsgeld bezahlen, aber es handelt sich bei dem Spiel, das hier gespielt wird, ebenfalls um ein Glücksspiel, nämlich um das Brettspiel Roulette. Aber warum darf denn dieses Glücksspiel gespielt werden und Kümmelblättchen nicht?

Bevor ich diese Frage beantworte, zeige ich Ihnen noch ein paar andere Spiele. „Achtzehn, zwanzig...“ klingt es aus der Ecke einer gemütlichen Kneipe, und anschließend donnern kräftige Männerfäuste ihre Karten auf den Tisch. Und wer am Ende des Spiels außer seinen eigenen mehr als sechzig Augen hat — der arme Spieler muß allerdings deren einundsechzig haben —, hat das Spiel gewonnen. Dieses Spiel brauche ich wohl nicht weiter zu erklären. Da erkennt auch der Nichtspieler schon am „Reizen“, daß es sich um das Kartenspiel Skat handelt. Obwohl beim Skat zum Gewinn oft auch unbändiges Glück gehört, ist dieses Kartenspiel kein Glücksspiel, sondern ein Geschicklichkeitsspiel.

Der Teufelsbecher

Da gibt es noch andere nette Spielchen, die man meist an der Theke, „am Tresen“, wie es so schön heißt, spielt. Ich denke an die Spiele mit dem „Teufelsbecher“, in dem ein, zwei, drei oder noch mehr Würfel, je nach den Spielregeln, hin- und hergeschüttelt und dann in Begleitung munterer Redensarten auf die Theke geknallt werden. Meist spielt man so lange, bis einer der Mitspieler alle Bierdeckel, die ausgesetzt waren, sein eigen nennt und eine Runde Bier oder Wacholder bezahlen muß. Bei diesen Würfelspielen, das wird mir jeder Leidtragende sicher gern bestätigen, handelt es sich ebenfalls um absolute Glücksspiele. Aber warum können Sie hier getrost weiterspielen, wenn ein Schutzmann das Lokal betritt?

Beim Fußball-Toto oder beim Lotto haben geschäftstüchtige Leute zwar Systeme erfunden, nach denen „hundertprozentig“ gewonnen werden kann (warum verkaufen diese Erfinder eigentlich ihre Tips und verderben sich ihre Quote?), es wird aber wohl keinem Zweifel unterliegen, daß es nur vom Glück abhängt, wenn man bei den Gewinnern ist. Dieses Spiel, richtiger gesagt diese Ausspielung, ist wieder nicht verboten; Vater Staat beteiligt sich sogar höchst persönlich.

Groschengrab

Sie kennen sicher auch die vielen Automaten, die man in Gastwirtschaften und in den sog. Spiel- oder Sporthallen findet. Hierbei soll man den Ausgang des Spieles durch Geschicklichkeit beeinflussen können — es hat auch schon solche Künstler gegeben —, letzten Endes gewinnt aber immer der Unternehmer. Sonst würde er den Spielkasten gar nicht aufstellen. Diese Spiele sind auch erlaubt. Auch hier kassieren die Behörden fleißig mit.

Nach diesem kleinen Streifzug durch die verschiedensten Spiele müssen wir, glaube ich, feststellen, daß es gar nicht so einfach ist, sich ein Urteil über den Charakter des betreffenden Spiels zu bilden, ob es ein Glücksspiel, verboten oder zugelassen, ist, oder ob es ein Geschicklichkeitsspiel ist, für das es keinerlei Beschränkungen gibt. Ich will deshalb versuchen, Ihnen einen kleinen Überblick über das gesamte Spielwesen zu geben, damit Sie erkennen lernen, worauf es bei der Beurteilung eines Spieles ankommt. Sie werden mir sicher nicht böse sein, wenn ich hin und wieder einen Fachausdruck gebrauche, im großen und ganzen will ich aber versuchen, mich so auszudrücken, daß mich jedermann versteht.

Zur Unterhaltung

Es gibt verschiedene Methoden, nach denen man Spiele einteilen und unterscheiden kann. Es kommt immer auf den Standpunkt an, von dem aus das Spiel betrachtet wird. Die gebräuchlichste und verständlichste Methode für unsere Betrachtungen hier ist wohl die Einteilung in Spiele zur Unterhaltung und Spiele um Vermögenswerte. Unterhaltungsspiele sind solche, das sagt schon der Name, die nur der Unterhaltung dienen. Bei ihnen kommt es also nicht darauf an, Vermögenswerte zu gewinnen. Hierher gehören z. B. Billard, Kegeln, alle Sportspiele, wie Faustball, Schlagball, Korbball usw. Fußball zählt man im allgemeinen zwar auch zu den Unterhaltungsspielen, das Profi- und Vertragsspielerwesen mit seinen Prämien für besondere Erfolge, Auf- und Abstieg, Fußballtoto und vieles andere mehr lassen das Fußballspiel m. E. aber nicht mehr ausschließlich als reines Unterhaltungsspiel erscheinen.

Dem Unterhaltungsspiel gegenüber steht das Spiel um Vermögenswerte. Hierbei geht es um materielle Güter, die durch den Ausgang des Spieles gewonnen oder verloren werden können. Diese Spiele um Vermögenswerte lassen sich einteilen in Geschicklichkeitsspiele und Glücksspiele. Geschicklichkeitsspiele sind solche, bei denen die Entscheidung über Gewinn oder Verlust von der Geschicklichkeit des Spielers abhängt, d. h. von besonderen körperlichen oder geistigen Fähigkeiten. Beim Kartenspiel z. B. zählt man zu diesen Fähigkeiten Kombinationsgabe, Merkfähigkeit, Übung, Beherrschung der Spielregeln usw. Glücksspiele hingegen sind solche Spiele, deren Ausgang nicht von der Geschicklichkeit des Spielers abhängig ist, sondern vom Zufall, also vom Glück des Spielers.

Das Glück zwingen

Zwischen diesen beiden Extremen, dem absoluten Glücksspiel und dem absoluten Geschicklichkeitsspiel, gibt es noch ein sehr wichtiges Zwischending, das sog. gemischte Glücksspiel. Hierbei sind für den Ausgang des Spieles sowohl die Geschicklichkeit des Spielers als auch der Zufall entscheidend. Die Beurteilung dieser gemischten Glücksspiele ist nicht immer ganz einfach. Es kommt darauf an, zu entscheiden, welche Momente überwiegen, die des Zufalls oder die der Geschicklichkeit. Da sich das nicht immer ohne weiteres feststellen läßt, gibt es bei den gemischten Glücksspielen oft langwierige rechtliche Streitigkeiten. Sie werden sicher schon oft in der Zeitung gelesen haben, daß das eine Gericht den Angeklagten freisprach oder dem Spielunternehmer die Fortsetzung seines Spielbetriebes gestattete, das andere

Gericht aber zu einer Verurteilung kam oder die Fortsetzung des Spielbetriebes untersagte. In solchen Rechtsstreitigkeiten handelt es sich immer um gemischte Glücksspiele, bei denen also sowohl die Geschicklichkeit als auch der Zufall über den Gewinn entscheiden. Bei der Besprechung einzelner Spiele werde ich später noch näher auf die recht interessante Beurteilung und Begutachtung dieser gemischten Spiele eingehen.

In der nun folgenden Beschreibung verschiedener Spiele um Vermögenswerte werde ich der besseren Übersicht wegen nach der Erscheinungsform des Spieles vorgehen. Ich werde unterscheiden: Kartenspiele, Brettspiele, Steinspiele, Würfelspiele, mechanische Spielapparate und Ausspielungen und komme zum Schluß auf den Spielbetrug, das Falschspiel, zu sprechen.

Um Anspruch auf Vollständigkeit meiner Ausführungen zu erheben, müßte ich Ihnen jetzt eigentlich etwas über die Geschichte der Glücksspiele erzählen, die bis ins Altertum zurückgeht. Ich muß es mir aber schenken, da unsere Plauderei sonst zu umfangreich würde. Über die strafrechtliche Beurteilung des Glücksspiels muß ich Ihnen aber schon einige kurze Erklärungen geben, damit meine folgenden Ausführungen besser verständlich werden und Sie wissen, was erlaubt und verboten ist.

Was das Gesetz sagt

Der 25. Abschnitt des Strafgesetzbuches, der strafbaren Eigennutz und die Verletzung fremder Geheimnisse behandelt, beginnt mit § 284:

„I. Wer ohne behördliche Erlaubnis öffentlich ein Glücksspiel veranstaltet oder hält oder die Einrichtung hierzu bereitstellt, wird mit Gefängnis bis zu zwei Jahren und mit Geldstrafe oder mit Geldstrafe bestraft.

II. Als öffentlich veranstaltet gelten auch Glücksspiele in Vereinen oder geschlossenen Gesellschaften, in denen Glücksspiele gewohnheitsmäßig veranstaltet werden.“

Glücksspiele sind also nur strafbar, wenn folgende Voraussetzungen (der Jurist spricht von den sog. Tatbestandsmerkmalen) erfüllt sind:

- a) Fehlende behördliche Erlaubnis,
- b) Spielen in der Öffentlichkeit oder
- c) gewohnheitsmäßig.

§ 284 a bedroht alle diejenigen mit Strafe, die sich an einem öffentlichen Glücksspiel beteiligen. § 284 b bestimmt, daß Spieleinrichtungen und das auf dem Spieltisch oder in der Bank befindliche Geld einzuziehen sind, wenn sie dem Täter oder einem Teilnehmer gehören. § 285 bedroht denjenigen mit einer besonders hohen Strafe, der aus dem Glücksspiel ein Gewerbe macht. § 285 a bestimmt, daß neben Gefängnis auch auf Verlust der bürgerlichen Ehrenrechte und auf die Zulässigkeit von Polizeiaufsicht erkannt werden kann. Schließlich bedroht § 286 denjenigen mit Strafe, der ohne behördliche Erlaubnis öffentlich eine Lotterie oder Ausspielungen von beweglichen oder unbeweglichen Sachen veranstaltet. Auch bei diesen Ausspielungen ist ebenso wie beim Glücksspiel nach § 284 Voraussetzung zur Strafbarkeit, daß keine Erlaubnis vorliegt und die Lotterie in der Öffentlichkeit veranstaltet wird.

Als praktische Nutzenanwendung können wir aus den Strafbestimmungen ziehen, daß Glücksspiele und Lotterien (Ausspielungen) erlaubt sind, wenn eine behördliche Erlaubnis zu ihrer Veranstaltung vorliegt, oder wenn das Spiel nicht öffentlich, also privat betrieben wird. Als öffentlich ist ein Spiel allerdings auch dann anzusehen, wenn ich es in einer Gastwirtschaft spiele und die Absicht habe, fremde Personen teilnehmen zu lassen. Das private Spiel wird auch dann strafbar, wenn ich es in Vereinen oder geschlossenen Gesellschaften gewohnheitsmäßig veranstalte. So — das soll genug der Juristerei sein.



Beim Kümmeblättchen. Man sieht die ausgebreitete Zeitung und den Bankhalter, der drei Karten zur Auswahl vorzeigt. Gleich wird das Spiel beginnen.



Beim Kümmeblättchen. Das Spiel beginnt. Der Bankhalter bereitet seinen Trick vor. Er hält in der linken Hand die zwei schwarzen Karten (Pik-König und Kreuz-Zehn) und in der rechten Herz-As. Gleich wird der Bankhalter die Karten auf die Zeitung fallen lassen.

II. Kartenspiele

Bei den Kartenspielen zählt man folgende Spiele zu den Geschicklichkeitsspielen:

Bridge, Doppelkopf, Franz zu Fuß, Piquet, Schafkopf, Sechsendsechzig, Skat, Tarock, Whist usw. Die meisten dieser Spiele sind so bekannt, daß sich eine nähere Beschreibung erübrigt. Diesen Geschicklichkeitsspielen, die erlaubt sind und keinerlei Beschränkungen unterliegen, stehen die verbotenen absoluten Glücksspiele gegenüber. Hierher gehört z. B. die Kartenlotterie, auch Schlesische Lotterie oder Gottessegen bei Cohn genannt. Machen wir schnell mal ein Spielchen. Wir brauchen zwei Kartenspiele. Die Anzahl der Spieler ist beliebig. Der Bankhalter verteilt oder verkauft die Karten aus dem ersten Spiel für einen bestimmten Preis an die Mitspieler. Jeder Mitspieler kann eine beliebige Anzahl Karten kaufen. Übriggebliebene Karten werden beiseite gelegt. Der Bankhalter nimmt nun das zweite Kartenspiel zur Hand, mischt und läßt abheben. Nunmehr zieht er zwei Blätter ab und legt sie aufgedeckt nebeneinander auf den Tisch. Das wiederholt er noch dreimal, so daß 4 Kartenpaare (8 Karten) untereinander aufgedeckt auf dem Tisch liegen. Die erste Kartenreihe bedeutet einfachen Einsatz oder Freilos, die zweite doppelten, die dritte dreifachen und die vierte Reihe vierfachen Einsatz. Als neunte Karte deckt der Bankhalter schließlich den Hauptgewinn auf, der neunfachen Einsatz bringt. Gewonnen hat, wer gleiche Karten wie die aufgedeckten in der Hand hat. Der Bankhalter pflegt in der Regel nach einer vereinbarten Spielzahl zu wechseln.

Beim Spielablauf werden Sie eindeutig erkennen, daß über den Gewinn ausschließlich vom Glück entschieden wird. Es kommt darauf an, welche Karten ich kaufe. Da ich hierauf aber keinerlei Einfluß habe, hängt der Ausgang des Spiels vom Zufall ab.

Siebzehn und vier

Ein weiteres absolutes Glücksspiel ist Siebzehn und vier. Verwendet wird ein Kartenspiel mit 32 Karten. Am Spiel können sich mehrere Personen beteiligen, der Bankhalter spielt jedoch jeweils nur mit einer Person. Die Nichtmitspieler können aber bei einem der Spieler mitsetzen. Spielablauf:

1. Der Spieler erhält vom Paket eine Karte.
2. Der Bankhalter erhält vom Paket eine Karte.

3. Der Spieler bestimmt die Höhe des Einsatzes nach seiner Karte.
4. Nachkauf beliebiger Karten durch den Spieler.
5. Bankhalter zieht beliebig viel Karten.

Gewinnregel: Bester Schlag sind zwei Asse; sie können sofort hingelegt werden und gewinnen das Spiel, sonst beste Zahl: 21 ($17 + 4$). Über 21 ist immer verloren. Gewonnen hat die höchste Summe. Bei gleicher Augenzahl gewinnt der Bankhalter.

Pokern

Auch Pokern oder Färbeln ist ein absolutes Glücksspiel. Es stammt aus Amerika. Das englische Wort „poke“ bedeutet schüren oder überbieten. Die Bezeichnung „Färbeln“ kommt von Farbe und soll bedeuten: gute Farben haben. Die Spieleinsätze werden durch die Mitspieler (2—6) vereinbart. Jeder Spieler erhält 5 Karten, die einzeln gegeben werden. Der erste Spieler setzt zum Einsatz einen beliebigen Geldbetrag hinzu, der vom nächsten Mitspieler nachzusetzen ist. Wer nicht spielen will, kann passen, verliert dann aber den Einsatz.

Die Spieler überbieten sich durch fortgesetztes Einzahlen des doppelten Betrages des bereits gesetzten Geldes so lange, bis kein Interesse mehr besteht. Dann werden die Karten aufgedeckt. Es gewinnt derjenige den Topf, der die höchste Kartenfolge im Besitz hat. Kartenserien sind (in der Reihenfolge ihres Wertes):

1. Royal flush = 5 hintereinanderfolgende Karten der gleichen Farbe;
2. Vierständer = 4 Karten gleichen Wertes, z. B. 4 Damen;
3. Flush = 5 Karten einer Farbe ohne Reihenfolge;
4. Full hand = 3 + 2 Karten gleichen Wertes, z. B. 3 Buben und 2 Sieben;
5. Grad = 5 im Wert folgende Karten ohne Farbengleichheit;
6. 2 Paar = 2×2 gleichwertige Karten;
7. 1 Paar = 1×2 gleichwertige Karten.

Von den bekannteren Spielen zählen außerdem zu den absoluten Glücksspielen: Bakkarat, Beet, Häufeln, Handeln, Kartendomino, Kartenlottom, Kutscherskat (Ölkopf), Lotto, Lustige Sieben, Meine Tante — deine Tante, Schrum-Schrum, Spitz, paß auf, Terzenschieben usw. Auch das ganz im Anfang meiner Ausführungen erwähnte Spiel Kümmeblättchen oder Dreiblatt wurde bisher zu den absoluten Glücksspielen gezählt. Meines Erachtens handelt es sich hierbei aber weniger um ein Spiel als



Beim Kümmeblättchen. Der Trick in der Ausführung. Der Bankhalter läßt die untere Karte in der linken Hand fallen. Man sieht, wie er die Karte in der rechten Hand durch die Gasse zwischen den beiden Karten der linken Hand wirft. Die festgehaltene zweite Karte der linken Hand (zwischen Mittel- und Zeigefinger) läßt der Bankhalter anschließend rechts oder links neben die anderen Karten fallen.

vielmehr um einen Betrug (Täuschung), der durch Fingerfertigkeit begangen wird. Der beobachtende Mitspieler, der gar nicht „zum Spielen“ kommt, wird durch die besondere Fingerfertigkeit des Bankhalters beim Werfen der Karten getäuscht.

Klüberjas

Nun kommen wir zu den häufig so problematischen gemischten Glücksspielen, bei denen sowohl der Zufall als auch die Geschicklichkeit bedeutende Rollen spielen. Hierbei zählt z. B. Klüberjas. Man kann es zu zweien, dreien und vierein spielen.

Beginnen wir mit Klüberjas zu zweien. Es wird mit einem Spiel von 32 Karten gespielt, wovon jeder Spieler zunächst 6 Karten erhält; die 13. Karte wird als Trumpf umgedeckt. Dann werden für jeden Spieler 3 Karten verdeckt auf den Tisch gelegt. Die Vorhand hat zu erklären, ob sie auf Grund der sechs erst erhaltenen Karten das Spiel in dem gefallenen Trumpf machen will. Macht sie es, so werden von den beiden Spielern die drei noch verdeckt liegenden Karten hinzugenommen. Paßt die Vorhand nach Einsicht der 6 Karten, so hat die Hinterhand das Recht, mit ihren 6 Karten das Spiel zu machen. Passen beide Spieler, so hat die Vorhand das Recht, aus ihren 6 Karten einen anderen Trumpf zu bestimmen. Dies geschieht dadurch, daß die Vorhand erklärt, sie habe ein Spiel. Hat die Hinterhand jedoch in ihrer Karte ebenfalls ein Spiel, welches sie nach ihrem Dafürhalten gewinnen könnte, d. h. also mehrere hohe Karten einer Farbe, so kann sie erklären, sie habe auch ein Spiel. Die Vorhand ist dann verpflichtet, die Farbe ihres Spiels zu nennen. Geht die Farbe des Spiels der Hinterhand über die Farbe des Spiels der Vorderhand, so gilt das der Hinterhand.

Das Spiel wird dann von jedem Spieler mit den 6 und 3, also 9 Karten gespielt, während das Kartenpaket des Stocks bei der Eröffnung des Spiels umgedeckt wird, so daß die unterste Karte zu sehen ist. Wer die „Trumpfsieben“ hat, kann sie mit dem aufgedeckten Trumpf austauschen.

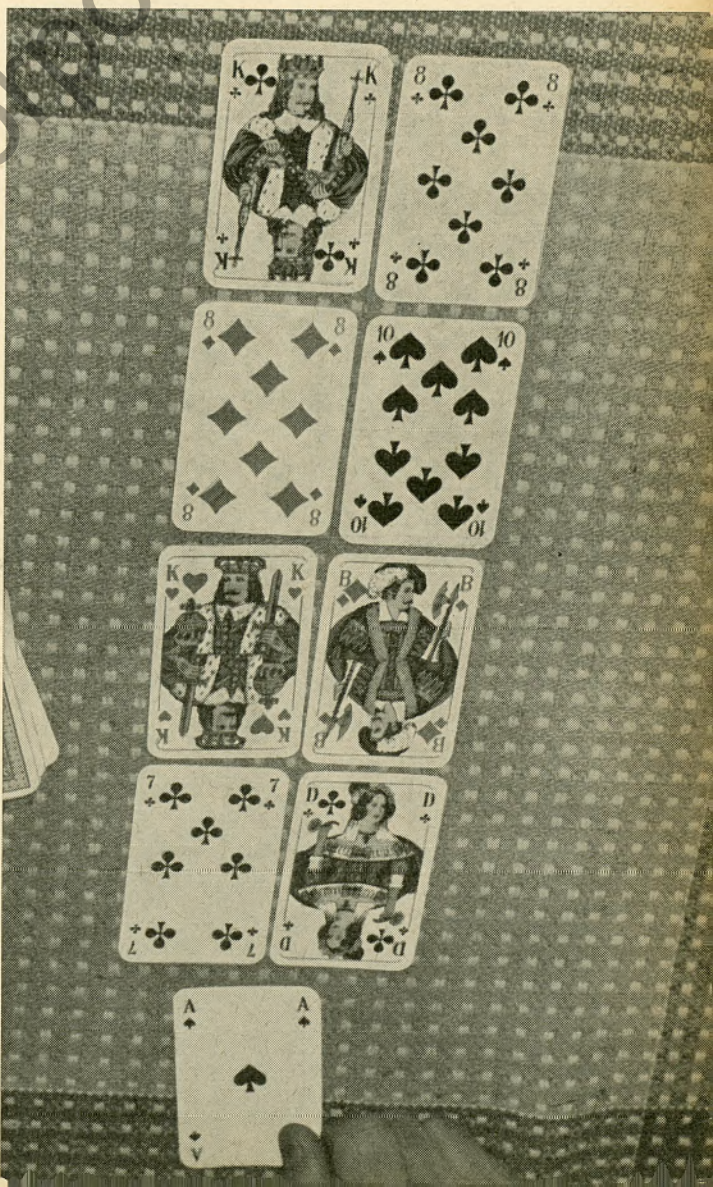
Beim Spielablauf, in dem Farbe bedient werden muß, unterscheidet man mehrere, dem Klüberjas eigentümliche Wertfolgen der Karten, und zwar:

1. die Wertfolge beim Trumpf:
Bube, Neun, As, Zehn, König, Dame, Acht und Sieben;
2. die Wertfolge bei den Meldungen:
As, König, Dame, Bube, Zehn, Neun, Acht, Sieben;



Beim Kümmeblättchen. Der Trick in anderer Ausführung. Der Bankhalter läßt die beiden Karten der linken Hand fallen und wirft die Karte der rechten Hand diesmal nicht durch die Gasse, sondern über die fallenden Karten der linken Hand.

Bei der Kartenlotterie. Der Bankhalter hat nacheinander vier Kartenpaare untereinander auf den Tisch gelegt. Die aufgedeckten Karten gewinnen in der Reihenfolge von oben nach unten ein- bis vierfaches Geld. Der Bankhalter legt gerade die neunte Karte auf (Pik-As), die als Großes Los neunfachen Gewinn verheißt.



3. die Wertfolgen beim Stich mit Ausnahme im Trumpf:
As, Zehn, König, Dame, Bube, Neun, Acht, Sieben.

Beim Zählen der Augen werden der Trumpfbube, genannt „Jas“, mit 20 Augen und die Neun, genannt „Minell“ (Mi) mit 14 Augen besonders bewertet, der letzte Stich zählt zusätzlich 10 Augen. Außerdem gibt es beim Klüberjas-Spiel verschiedene Meldungen, und zwar:

- a) die Terz = 20 Augen. Sie kann gemeldet werden, wenn einer der Spieler drei hintereinanderfolgende Karten in der oben unter 2. angegebenen Wertfolge einer Farbe hat. Haben beide Spieler eine Terz, so gilt nur die in der Wertfolge bzw. Farbe höhere. Trumpfterz geht über alle anderen;
- b) die Quart = 50 Augen. Sie ist bei vier aufeinanderfolgenden Karten einer Farbe in der unter 2. angegebenen Wertfolge gegeben. Bei ihrer Meldung gilt das gleiche wie bei der Terz. Die Quart geht über die Terz;
- c) die Belle = 20 Augen. Sie besteht aus Trumpfkönig und -dame. Sie braucht vor Beginn des Spiels nicht angesagt zu werden, sondern erst, wenn eine der beiden Karten gespielt wird.

Klüberjas zu zweien wird gewöhnlich als Partie auf 500 Augen gespielt. Hierbei werden Terz und Belle = 20 Augen meist durch einen senkrechten Strich und die Quart = 50 Augen durch einen Winkel, der nach oben offen ist, markiert. Alle übrigen durch Stiche erzielten Augen werden so angeschrieben, daß man für je 20 Augen einen Strich macht.

Der Gutachter sagte: verboten weil . . .

Es wird Sie sicherlich interessieren, wie Klüberjas von Sachverständigen beurteilt wird. Bei einem Gutachten, ob Klüberjas zu zweien zu den verbotenen Glücksspielen zu zählen ist, wird von folgenden Überlegungen ausgegangen:

Nachdem die beiden Mitspieler beim Geben je 6 Karten erhalten haben, hat bereits einer die wichtigste Entscheidung zu treffen, ob er das Spiel machen will oder nicht, ob es in Trumpf oder einer anderen Farbe gespielt werden soll. Zu dieser Zeit ist eine Übersicht darüber, welche Karten der Gegner haben könnte, gänzlich unmöglich. Nach diesem, immer spielentschei-

denden Entschluß des Spielers werden erst die weiteren zum Spiel gehörenden 3 Karten aufgenommen. Welche Karten der Spieler hinzubekommt, läßt sich in keiner Weise vorausbestimmen. Der Zukauf hängt also ebenso wie die Auswahl der ersten 6 Karten ausschließlich vom Zufall ab. Gleichfalls vom Zufall abhängig sind die Möglichkeiten der Meldungen. Der Spieler kann nur dann eine Meldung machen, wenn er — ausschließlich durch den Zufall begünstigt — eine bestimmte Kartenfolge erhält. Es ist dem Spieler keine Möglichkeit gegeben, den Eintritt solcher Meldungen irgendwie zu berechnen. Meldungen sind aber mit ihrer verhältnismäßig hohen Zahl von Punkten oder Augen für den Ausgang des Spielers meist von ausschlaggebender Bedeutung.

Auch während des Spieles ist es den Mitspielern unmöglich, irgendwelche spielentscheidenden Berechnungen anzustellen, da nur 2×6 (Geben) plus 2×3 (Zukauf) = 18 Karten im Spiel und 2 weitere (aufgedeckt) bekannt sind. Alle anderen Karten bleiben unberücksichtigt. Auch der Zwang, Farbe zu bedienen, begünstigt den Zufall und wirft Berechnungsversuche über den Haufen. Eine einzige Berechnungsmöglichkeit kann sich ergeben, wenn beide Spieler eine Terz oder Quart zu melden haben und durch Bekanntgabe der Karten festgestellt werden muß, wer die wertmäßig höhere Meldung hat. Nur in diesem einen Falle ist den Spielern die Möglichkeit gegeben, gewisse Schlüsse auf die Karten — nämlich die Terz oder Quart — und die Kartenfarbe des Gegenspielers zu ziehen. Diese schwache Berechnungsmöglichkeit, deren Eintritt aber wiederum vom Zufall abhängig ist, tritt gegenüber den eingangs erwähnten reinen Zufälligkeitsmomenten völlig in den Hintergrund. Zusammenfassend muß deshalb gesagt werden, daß bei „Klüberjas zu zweien“ der Ausgang des Spieles hauptsächlich vom Zufall abhängig ist. Es handelt sich deshalb um ein Glücksspiel im Sinne des § 284 StGB.

In dieser oder ähnlicher Weise wird von den Sachverständigen versucht, das Spiel auf die spielentscheidenden Momente zu untersuchen. Beim Klüberjas zu zweien ist die Beurteilung noch verhältnismäßig einfach. Schwieriger wird es schon beim Klüberjas zu dreien oder vierten, weil dann mehr Karten im Spiel sind und die Berechnungsmöglichkeiten zunehmen. Deshalb sind manche Sachverständige geneigt, Klüberjas zu dreien und vierten nicht zu den verbotenen Glücksspielen zu zählen.

Beim Pokern. Man sieht in der linken Hand einen „Royal flush“ und in der rechten eine „Full hand“. Die Karten der linken Hand haben gewonnen.



Wenn in Düörpm wieder die Bäume blühn



Ich weiß mir im Kohlenpott wohl eine Stadt,
die in der Welt nicht ihresgleichen hat.
Das schwarze Gold glüht dort tief im Revier,
und nirgendwo braut man ein besseres Bier.
's kam mancher von ferne, der heim zu dir fand:
den Sohn hältst du, Heimat, an heiligem Band -

Refrain:

Wenn in Düörpm wieder die Bäume blühn,
rosig und weiß,
wenn die Becher von goldenem Gerstensaft sprühn,
Mädel, ich weiß:

Ja, dann blaut wie der Himmel des Frühlings die Stund,
ja, dann lacht mir dein Auge, da lockt mich dein Mund,
und selig wir zwei, wie im Himmel, sind wir
in Düörpm bei Düörpener Bier!

Ich bin gewandert im Süd und im Nord,
daheim doch war ich an keinem Ort.
In der Fremde gedacht ich mit stillem Weh
der Stadt in Westfalen im Blütenschnee.
Und ein brennend Verlangen trieb mich zurück,
zu lauschen dem Liede voll Jugend und Glück:

Refrain: f. o.

Das Haar mag verbleichen, das Herz, das bleibt jung.
Es glüht noch wie einst in Erinnerung.
Und eh ich für immer von hinnen muß gehn,
da will ich doch einmal mein Düörpm noch sehn.
Wenn mir dann zum letztenmal Abendrot glüht,
zum Düörpener Bier singt mir leise das Lied:

Refrain: f. o.

Abel York



Mädchen in Volkstracht in Banato

SIBIU

steht auf der Landkarte, aber auf den Ladenschildern der gemütlichen Großstadt liest man: Schuhmacher, Schneider, Friseur oder Maler. Diese Schilder wären gar nicht notwendig. Wer durch die engen Gassen mit spitzgiebeligen Häusern wandert, wird nur überlegen, ob dieses Sibiu in Hessen oder Franken liegt. Nun, Sibiu heißt Hermannstadt und liegt in Rumänien. Amtlich ist in der 140 000 Einwohner zählenden Hauptstadt Siebenbürgens nur noch jeder fünfte ein Deutscher. Früher war es jeder zweite — aber der Krieg mit seinen Folgen hat allerlei Umschichtungen mit sich gebracht. Auf der Landkarte steht auch Cluj, Sighisoara und Orasul Stalina. Aber in Klausenburg, Schässburg, Kronstadt und vor allem in den diese Orte umgebenden Dörfern wird deutsches Brauchtum mit einer Liebe und mit einem Eifer gepflegt, wie wir es in unseren heimischen Landschaften nur noch selten antreffen. In Siebenbürgen und im Banat, in ganz Rumänien leben heute über eine halbe Million „Sachsen“ und

„Schwaben“ — und sie vertragen sich mit den Rumänen und Ungarn, Serben und Türken, Juden und Tataren, Ukrainern, Huzulen und Tschangos innerhalb der blaugelbten Grenzpfähle gut.

Eine bunte Völkerfamilie

Nach den letzten Grenzziehungen hat die rumänische Nation mit 86 Prozent Anteil an den 17 Millionen Einwohnern des Landes eindeutig die Führung übernommen. Aber man muß auch dem heutigen Regime bestätigen, daß es das Prinzip der guten Nachbarschaft zwischen dem Staatsvolk und den „mitwohnenden Nationalitäten“, wie der offizielle Terminus lautet, nunmehr in einer Weise pflegt, wie es nicht immer überall der Fall war. Selbstverständlich haben die Deutschen ihre eigene Tageszeitung, ihre Theaterensembles, ihre Schulen, Dichter, Vertreter im Parlament. Die kommunistischen Vorzeichen sind dezent gesetzt, denn die Siebenbürger sind nicht nur Dickschädel,

RU

sondern in ihrem Fleiß, ihrer Kultur und ihrer beruflichen Qualifikation für das Staatswohl so bedeutend, daß in allen Neuerungen behutsamer vorgegangen wird als beispielsweise in Mitteleuropa. Mit jener gewissen Balkan-Gemütlichkeit, die in Rumänien oft anzutreffen ist, wurde dann auch 1947 eine prominente deutsche Familie ausgewiesen: die von Hohenzollern-Sigmaringen, an der Spitze der junge König Michael. Ein Sonderzug wurde bereitgestellt und mit Ehrengelächter der Hof zum Lande hinauskomplimentiert.

Unter den vielen Errungenschaften des neuen Systems, die die Bukarester Gazetten seither preisen, ist eine auch für den Fremden erkennbar: Das Bakschischheischen hat aufgehört. Eingeweihte versichern: das war schwerer als der Kampf gegen das Analphabetentum oder für die Elektrifizierung. Der Weg in ein Ministerium beispielsweise war in alten Zeiten nur mit einem wohlgefüllten Beutel anzutreten. Der Portier bekam dies, der Türdiener das, der Stockwerkhüter jenes, das Vorzimmer etwas mehr — je höher die Funktion, je kunstvoller war die hohe Schule des Bakschisch, denn einen Minister beispielsweise konnte man nicht einfach mit einem Hundertleischin unter der Nase kitzeln. Also, das ist jetzt ganz anders geworden. Notorische Spötter behaupten: Man gibt nunmehr nur noch die Hälfte.

Die rumänische Geschichte enthält das übliche Balkan-Potpourri: Erst kam die Urbevölkerung, genannt die Daken, dann kamen die Römer, die Tataren, die Türken — die russischen Befreier. Jawohl, Befreier. Seite an Seite mit den Zarenregimentern wurde die Unabhängigkeit erkämpft, und der Berliner Kongreß bestätigte das aus den Fürstentümern der Moldau und der Walachei entstandene Rumänien als selbständiges Königreich. Die Hohenzollern in Bukarest waren natürlich echte Rumänen und haben 1916—1918 wacker, wenn auch erfolglos, gegen die Hohenzollern in Berlin Krieg geführt. Das „Regat Romania“, das Königreich Rumänien, ist dann auch keine

die Ölfelder erschlossen, sie haben manchen Einfluß, besonders in das Leben der Hauptstadt, hineingetragen. Dieser Hauptstadt schließlich, die jahrzehntelang den Ruf eines „Klein-Paris“ hatte.

Bukarest hat im zweiten Weltkrieg englische, amerikanische, russische und deutsche Bomben vom Himmel fallen sehen. Aber nicht Trümmer und Ruinen erinnern daran, sondern Parks und Gärten. Die Rumänen sind begeisterte Gartenarchitekten, und so haben sie sechs Millionen Quadratmeter in Grünflächen verwandelt. Bäume, Sträucher, Blumen, oft auch exotische, säumen nahezu jede Straße; wer fünf Minuten spazierengeht, hat auch einen Park erreicht. Und wer etwas mehr Zeit hat, fährt hinaus, an die Seen, an den Mogosoia, Banasea, Herastrau, Floreasca, Tei, die sich von Nordosten nach Südwesten in einem Kranz

RUMÄNIEN

sieben Jahrzehnte alt geworden. Das Schloß König Carols I., das berühmte Sinaia, ist samt seiner Prunkzimmer, von denen jedes im Stil einer anderen Epoche, eines anderen Landes eingerichtet wurde, als „Feudalmuseum“ zu besichtigen.

Das Land zwischen Karpaten im Norden, Pußta im Westen, Donau im Süden und Pruth im Osten heißt heute Republica Populara Romina.

Romina — das ist die ehrliche Visitenkarte einer romanischen Sprachfamilie, wie sie weder France noch Italia, weder Espana noch Portuguesa ausweist.

Umgeben von Slawen und Magyaren bietet diese romanische Sprachinsel eine Überraschung. Eine romanische Sprachinsel, die sich jedoch bis 1860 des kyrillischen Alphabets bediente, deren dominierende Kirche die orthodoxe ist. Damit das buntschillernde Bild dieses europäischen Sammelbeckens komplett wird: Zwischen den beiden Weltkriegen haben die Engländer und Amerikaner nicht nur



Kronstadt — Schwarze Kirche

Kronstadt





Bukarests Hauptstraße, die Calea Victoriei

um die Metropole ziehen. Da gibt es dreißig Kilometer Alleen, eine Fülle von Uferrestaurants, in denen es nach den Spezialitäten der Küche duftet, Tsuica und flotte Tanzmusik.

Die Rumänen leben gern gut,

essen gern gut, amüsieren sich gern gut. Nicht nur die Bukarester. Die in den Dörfern überkommenen Bräuche der Folklore geben genauso jene Lebensfreude wieder, wie sie unter der beständigen Sonne zwischen Karpaten und Donaumündung schon fast als Lebensprinzip gedeiht. Kein Rumäne würde wohl den Satz unterschreiben: Ich lebe, um zu arbeiten. Psychologisch geschickt hat die Regierung dem Rechnung getragen und als einzige Volksdemokratie das System der Arbeitsnormen abgeschafft. Statt dessen wurden Mindestlöhne eingeführt. Das hat sich, auch vom Betriebsklima her, recht gut bewährt.

Sehen wir uns ein wenig in Bukarest um. Wenn wir auf einem halbwegs freien Platz stehen, werden wir drei markante Punkte entdecken: den Burghügel auf dem rechten Ufer der Dambovita, von dem aus die Woiwoden das alte Muntenien beherrschten, wie von einer Burg mit dem Gebäude des Staatsarchivs gekrönt, mit der Kirche Mihai Voda, im Jahre 1594 vom Woiwoden Michael dem Tapferen erbaut. Wir sehen weiter den „Berg der Patriarchie“, auf dem friedlich nebeneinander der Patriarch

Justinian Marina und im gegenüberliegenden Parlament die Volksvertreter residieren. Kirchenfürst Justinian hat immerhin, als er noch Dorfgeistlicher war, den Parteisekretär Georgiu-Dej unterstützt und ihm vor General Antonescu „Eiserner Garde“ ein Asyl verschafft.

Der dritte Blickfang ist das „Haus der Scinteia“, der Stolz des modernen Bukarest, mit seinen 23 Quadratkilometern Grundfläche das größte Gebäude des Landes überhaupt. 105 Meter ragt der Turm der „Scinteia“ über die Stadt. Zeitungen werden hier gedruckt, Bücher, Broschüren. Drei Millionen Zeitungen in vier Stunden, 150 000 Bücher je Tag, wenn es sein muß. Nicht weit davon liegt an einem Park eines der eigenartigsten Museen der Welt: das Dorfmuseum. Auf einem weiten Gelände hat man all die Typen rumänischer Bauernhäuser errichtet — und eingerichtet, die sich in Siebenbürgen und im Banat, in der Dobrudscha und in der Donaubene finden.

Eine Weltstadt

Bukarest hat alte, winkelige, nicht eben schöne Gassen. Bukarest hat breite Boulevards. In die Gassen wird man sich kaum verirren, denn sie besitzen kaum den historischen Reiz, den etwa die Prager Altstadt oder das alte Buda aufzuweisen hat. Aber die Boulevards sind Weltstadt, sehr repräsentativ, fast schon ein wenig zu repräsentativ für den Alltagsgebrauch. Als um die Jahrhundertwende der Residenz-Boom einsetzte, sind die Baumeister in Paris und Wien Umschau halten gegangen. Nach dem ersten Weltkrieg wurde dann der Stahlbeton entdeckt. Heute ist Bukarest mit seinen 1,4 Millionen Einwohnern in steter Ausdehnung begriffen. Arbeitersiedlungen schieben sich überall in die Ebene vor.

Wer 60 Grad Celsius vertragen kann, der sollte nach Bukarest im Sommer fahren. Die Stadt zeigt dann einen Rhythmus, der für den Mitteleuropäer nicht ohne Reiz ist. Tagsüber, in der Sonnenglut, schleppt sich der Arbeitsalltag schwitzend dahin. Aber wenn die Sonne versunken ist und das Thermometer „nur noch“ 25 Grad zeigt, erwacht die Metropole. Sie verwandelt sich, man glaubt sie kaum wiedererkennen zu können.

Wo mittags nur dampfende Straßenfronten waren, sind plötzlich bunte Lichter, Terrassenrestaurants, vergnügte Tsuica-Trinker, schöne Bukaresterinnen — und Musik. Überall ist Musik. In der kleinsten Kneipe steht noch ein Mann mit der Fiedel oder einer Harmonika. Die Bukarester trinken und singen; bis morgens um drei wird die Kühle der Nacht gefeiert. Um drei steht das Thermometer immer noch auf 25 Grad.

Die Durchschnittseinkommen liegen zwischen 600 und 700 Lei, warum sollte also der Wein, wenn er schon für fünf Lei das Liter zu haben ist, nicht getrunken werden? Eine DM würde umgerechnet rund drei Lei ergeben, dafür kann man schon 60 Zigaretten kaufen. Wie überall in den Ostblockstaaten, sind gute Textilien teuer, Fernsehapparate und Eisschränke, also durchaus Dinge des „gehobenen Bedarfs“, billig. Rumänien hat in jüngster Zeit seine Konsumgüterindustrie angekurbelt. Das macht sich auf dem Markt bemerkbar, und zwar um so deutlicher, als die Regierung sich durchaus nicht vor dem System der Ratenzahlungen geniert. Kleine Anzahlung — Rest in bequemen Monatsraten — das ist auch in Bukarester Geschäften zu lesen. In Rumänien ist eben doch manches anders, und man hüte sich davor, alle Volksdemokratien in einen Einheitstopf zu werfen.

Rumänien ist anders

Rumänien verträgt sich mit Tito gut, Rumänien baut seine traditionellen Kulturbeziehungen zu den romanischen Ländern wieder aus — und dies nicht rein aus Propagandagründen. Denn die Franzosen beispielsweise werden mit dem frischunterzeichneten Kulturabkommen gewiß wieder an die führende Rolle im Geistesleben anknüpfen, die sie bis 1948, dem Zeitpunkt der Schließung ihrer Kulturinstitute, gespielt haben. Französisch ist sozusagen die zweite Landessprache. Die dritte wäre dann Deutsch, die vierte Ungarisch. Vom Russischen wäre allenfalls die Anrede „Towaritsch“ für die rumänischen Genossen zu nennen. Der neue Staatspräsident heißt Georgiu Maurer, und seine Ahnen dürften aus Siebenbürgen stammen. Aus Siebenbürgen stammen außerdem die schönsten Trachten des Landes, aus Siebenbürgens Textilfabriken wird Rumänien gekleidet. Mit dem Flugzeug ist es ein Sprung nach Kronstadt, jedermann fliegt in Rumänien. Wie ein braver Luftbus starten die Iljuchin frühmorgens in Bukarest und warten bis zum Nachmittag in Orasul Stalina, Constanza, Timosoara, Satu Mare oder Jassy auf die Ausflügler, die pünktlich zum Abendessen wieder in der Hauptstadt sind. Die Flugpreise entsprechen einer Eisenbahnfahrt erster Klasse, kein Wunder, daß die Plätze schon immer eine Woche vorher ausverkauft sind. Wir fliegen also nach Kronstadt, das aus unerfindlichen Gründen immer noch Stalinstadt heißt. In Kronstadt baut man Lastkraftwagen, Maschinen, in Kronstadt verständigt man sich in Ungarisch und Deutsch genauso gut wie in Rumänisch. In



Bukarest — Spar- und Depositenkasse

Kronstadt gilt es die berühmte „Schwarze Kirche“ zu bewundern, sie hat jenen wuchtigen Burghirchenstil, wie man ihm dann immer wieder in dem reichen Hügelland zwischen Bistritz und den transsylvanischen Alpen begegnet.

Bukarest — „Haus der Scinteia“





Erdölarbeiter bei Ploesti

Die Siebenbürger

haben ihre Burgen nötig gehabt — nicht nur gegen Tataren und Türken. Noch 1689 erschienen die Kaiserlichen vor der Feste Kronstadt, das Feuer hielt rauhe Ernte, und von jener Zeit her haben die rußgeschwärzten Mauern des Gotteshauses der „Schwarzen Kirche“ ihren Namen eingetragen. Damals gehörte Siebenbürgen noch zu Ungarn, und ein Ungarkönig war es auch, der die Siebenbürger Sachsen im 11. Jahrhundert als Kolonisten ins Land rief. Die „Sachsen“ kamen allerdings weder aus Leipzig noch aus Dresden, sondern, wie man heute vermutet, aus dem Gebiet des mittleren und oberen Rheins. Das Land hatte bald seine eigenen Fürsten, fast ausnahmslos aus ungarischen Häusern, die recht geschickt mit den Türken taktierten, so daß ihnen eine gewisse Unabhängigkeit garantiert wurde. Die Bethlen, Bathory und Rakoczy haben den Habsburgern reichlich zu schaffen gemacht, aber nur ganz kurze Zeit hat Siebenbürgen im Zuge der Expeditionen des Lothringers, die der Belagerung Wiens folgten, zum deutschen Reichsverband gehört. Immerhin war Karl I., Kaiser von Österreich und König von Ungarn, der letzte Landesherr, bevor 1918 die Bukarester Hohenzollern in dieses Amt einrückten.

Im Südosten des Landes muß man gut europäisch denken, sonst kommt man völlig durcheinander. Daß auch die Rumänen nicht chauvinistisch oder ressentimentgeladen denken, beweisen sie letztlich damit, daß in letzter Zeit „Wiedergutmachungsverfahren“ zugunsten der 1945 enteigneten, im Lande wohnenden Deutschen laufen. Die Dörfer Siebenbürgens und des Banats haben ihre Fernsehantennen und ihre knatternden Traktoren wie irgendeine Landgemeinde in Niedersachsen oder Bayern. Aber sie haben noch mehr: Sie haben in der „Klausur“ alle jene Bräuche erhalten, die bei uns langsam der Verstädterung des Landes zum Opfer gefallen sind. Da gibt es noch die Nachbarschaften, die ihre Aufgaben von der Sterbehilfe bis zur Aufrechterhaltung der dörflichen Moral wahrnehmen. Alle drei Jahre werden ein alter und ein junger „Nachbarvater“ gewählt. Da gibt es noch die Spinnabende, von denen wir allenfalls noch im Märchen hören, den „Richttag“, bei dem in der Fastnachtszeit vergnügt über die menschlichen Fehler der Mitbürger zu Gericht gegessen wird, das „Urzellaufen“, das „Todaustragen“ und die unendliche Kette der Volkslieder, die oft noch aus dem 14. und 15. Jahrhundert stammen.

hält Handelsbeziehungen mit siebzig Ländern. Der Warenaustausch wickelt sich zum größten Teil an den Kais zu Füßen des bronzenen Ovid ab.

Legionäre blieben

Es ist gewiß nicht das Verdienst Ovids, daß die Rumänen romanisch sprechen. Mehr schon das der Legionäre, die gewissermaßen für seine Bewachung sorgten. Sie blieben auch im Lande, als das Weltreich zusammenbrach. Und sie sorgten auch dafür, daß die Verwaltungssprache, gehörig durchmischt mit thrasischen Brocken, die Sprache für jedermann wurde. Als es noch keinen rumänischen Staat gab, da gab es doch schon die rumänische Sprache. Und als die Fürstentümer der Moldau und der Walachei vereinigt wurden, nannte man den neuen Staat einfach nach der gemeinsamen Zunge: Romania.

Rumänische Schulbuben machen nicht so leicht Rechtschreibfehler. Denn vor rund zwei Jahren wurde eine Reform nach dem Motto: „Schreibe wie du sprichst!“ durchgeführt. Das macht auch dem Fremden heute die Schreibweise des Landes angenehm — hat er sich einmal mit den landesüblichen Akzenten angefreundet, die beispielsweise als Cedille aus dem T eine Art Z machen, mit einem Circonflexe das I in ein stimmloses E verwandeln. Auf die Bedeutung der Volksgruppen läßt die Tatsache schließen, daß deutsche Fachausdrücke im Handwerk, slawische in der Landwirtschaft häufig sind. Übrigens: Auch Bucaresti, die Hauptstadt, hat einen kleinen Haken. Unter dem S. Darum spricht man es auch Bukurescht aus. Prost! Darauf eine wohlverdiente Tsuika. Schreib: Tuica.

Das Wappen

Rumänien ist etwa so groß wie die Bundesrepublik, hat aber nur ein Drittel ihrer Einwohnerzahl. Das neue Staatswappen zeigt ährenumkränzt einen Tannenwald, über dem die Sonne aufgeht. Die Ähren — das sind die weiten Getreidefelder, angelehnt an den bis zu 800 Meter breiten Donaustrom. Zum traditionellen Weizen sind Mais, Reis und Baumwolle gekommen, und wie ein Kranz von Reb-laub sind Rumäniens Grenzen mit Weinkulturen eingefast. Der Wappenwald zeigt an, daß die Sichel der rauen Karpatenkette Rumänien zu einem der bedeutendsten Holzexporteure Europas macht.

Was müßte noch im Wappen stehen? Ein Pferd aus der edlen Zucht von Timisoara, Schlägel und Eisen für die Kohle von Reschitza, ein Bohrturm natürlich für das schwarze, flüssige Gold des Landes, ein Anker für die Werften von Constanza und für die Donauschiffer, die wir mit ihren Schleppern gelegentlich auch den Rhein hinauf und hinab ziehen sehen. Und eine Nai gehörte hinein, jene uralte Pansflöte, die zu den beliebtesten Volksinstrumenten gehört und die stellvertretend für die Lebensfreude der Rumänen steht.

Wer einmal in Rumänien war, mag er donauabwärts durch die schroffen Felsen des Eisernen Tores geschwommen sein, mag er die Straße durch die freundlichen siebenbürgischen Dörfer genommen haben oder in Baneasa aus dem Flugzeug steigen — er wird gern an all das zurückdenken. Neben seinen Erinnerungen wird er einen ganzen Reisekoffer voller Grüße mitbringen: an Deutschland, das in den Gedanken der Rumänen nicht so weit entfernt liegt wie vielleicht in den unseren noch heute dieses lebenswürdige Land zwischen Donau und Karpaten.



Jassy — Kloster Golia



Bukarest — Snagov-Kirche

Erdöl

In Siebenbürgen gibt es Holz und Kohle, in Siebenbürgen gibt es Erdgas. Wo das Erdgas ist, kann das Erdöl nicht weit sein. Hundert Kilometer südlich Kronstadt ragt der Wald der Ölfelder von Ploesti und Pitesti in den Himmel. Rumänien ist nach der Sowjetunion der größte Erdölproduzent Europas — das freut den Kraftfahrer, denn das Benzin ist billig. Endlos ist auch das Feld der modernen Raffinerieanlagen. Plötzlich entdeckt der Blick auch Fördertürme, und es wird dem Besucher kohlenpott-heimatlich zumute. Aber hier drehen sich die Räder um die Sonden, um Pumpen arbeiten zu lassen. Erdöl — schwarzes Gold Rumäniens.

Ist der Tank mit den Erzeugnissen der Raffinerien von Ploesti wohlgefüllt, kann man sich auf die Fahrt ans Schwarze Meer begeben. Das Schwarze Meer, das heißt: Constanza. Eine junge Stadt, wenn man sie in ihrer Bedeutung als Rumäniens Tor zu den Weltmeeren betrachtet, eine uralte Stadt, wenn man an die miletische Festung

Tomis denkt, die in ihrer Gründung weit hinter die Zeitwende zurückgeht. Ihrem berühmtesten Kurgast haben die Bürger von Constanza ein Denkmal gesetzt: Roms Dichterfürst Ovid, der hier vor 2000 Jahren in der Verbannung starb. Nachdenklich sieht die Bronzestatue auf das Hafengewimmel herab. In ihrer Nachbarschaft klingt vom Minarett der langgezogene Ruf des Hodscha: „Haye alel felah“ — „Die Welt ist böse.“ Publius Ovidius Naso wird sich damals, auch ohne diesen Hinweis, ähnliches gedacht haben. Denn die Weltstadt Rom mit der Felsenfeste am — im Winter recht unwirtlichen — Schwarzen Meer vertauschen zu müssen, war gewiß kein Vergnügen. Heute würde sich der Poet schon wohler fühlen. In einem betont orientalischen Gemisch, wie man es sonst kaum so ausgeprägt in Rumänien findet, reihen sich elegante Hotels, bunte Hafenkneipen, das Türkenviertel mit seinen Bazaren, staatliche Erholungsheime und moderne Wohnblocks aneinander. Manchmal ist es schwer zu schätzen: Gibt es in Constanza mehr Einheimische, mehr fremde Matrosen oder mehr Touristen? Rumänien unter-

Sächsische Volkstrachten in Schässburg



Das Rätsel

Silbenkreuzworträtsel

Lösungen aus dem Märzheft

Lösung des Zerlegerätsels

1. Whist, 2. Gegenwart, 3. Fachingen, 4. Bols.

Lösung des Besuchskartenrätsels Feinmechaniker.

Lösung des Besuchskartenrätsels Schornsteinfeger.

Lösung des Silbenkreuzworträtsels

Waagerecht: 1. Kandare, 3. Zote, 4. Alba, 6. Hobel, 8. Rias, 10. Eimer, 11. Rokoko, 13. pikfein, 15. Achse, 16. Wasa, 18. Bahnwärter, 19. Vogesen, 20. Bahnsteig, 22. Sauna, 23. stattlich, 25. Radfahrer, 27. Nase, 28. Terni, 30. Labe, 31. Kelim, 33. Norma, 34. Burgfrieden.

Senkrecht: 1. Kante, 2. real, 3. Zobel, 5. Bari, 6. Homer, 7. Manko, 9. Aspek, 10. Eisenbahnwerkstatt, 11. Rose, 12. Kowa, 14. Feineisenstraße, 15. Achterbahn, 17. Savona, 21. Steigrad, 22. Saurer, 24. Lichter, 26. Fahne, 27. Nabe, 29. Nike, 30. Lama, 32. Limburg, 33. Norden.

Lösung des magischen Quadrats

1. Arras, 2. Ruege, 3. Regal, 4. Agave, 5. Selen.

Lösung des Silbenrätsels

1. Wille, 2. Integration, 3. Lukullus, 4. Libretto, 5. Sarkasmus, 6. Theoderich, 7. Delta, 8. Uhu, 9. Defensive, 10. Iphigenie, 11. Exemplar, 12. Globus, 13. Lazarett, 14. Essen, 15. Indochina, 16. Scharlach, 17. Erwerb, 18. Urne, 19. Efendi, 20. Bussard, 21. Ehe, 22. Regen, 23. Siemens, 24. Chile, 25. Rüttli, 26. Eigenschaftswort, 27. Ironie, 28. Turban.

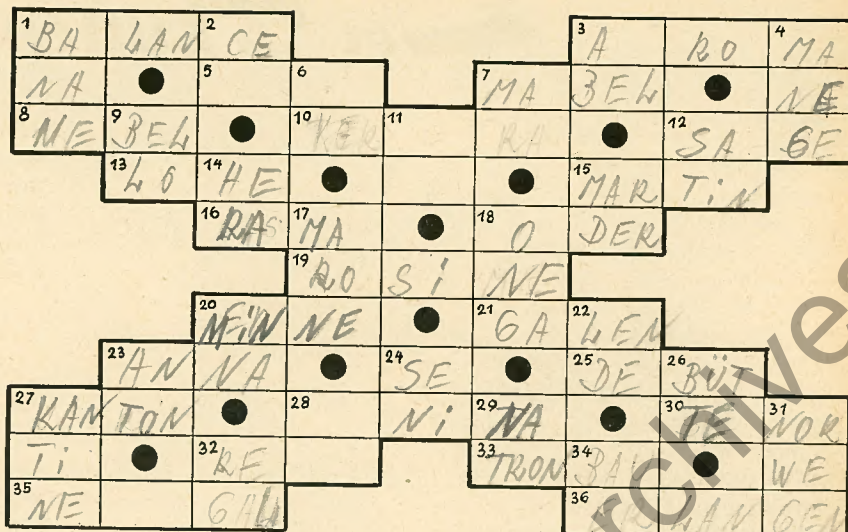
„Willst du die Gleise überschreiten, so schaue erst nach beiden Seiten.“

Zerlegerätsel

„DEM GLUECKLICHEN SCHLAGT KEINE STUNDE“

Aus den 34 Buchstaben des vorgenannten Sprichwortes sind fünf Wörter nachstehender Bedeutung (Buchstabenzahl in Klammern) zu bilden:

- wertvolles Lebensgut (10)
- Lebewesen (6)
- günstiger Zufall, günstiges Schicksal (6)
- Dachshund (6)
- in Stücke zerlegen (6)



Waagerecht: 1. Gleichgewicht, 2. Wohlgeruch, Wohlgeschmack, 5. Name mehrerer altägyptischer Könige, 7. englischer weiblicher Vorname, 8. Naturscheinung, 10. Gemüsepflanze, 12. Geschichtserzählung, 13. lodernde Glut, 15. männlicher Vorname, 16. bekannte Margarinemarke, 18. deutscher Strom, 19. getrocknete Weinbeere, 20. dichterischer Ausdruck für Liebe, 21. bekannter deutscher Kardinal (1878 bis 1946), 23. weiblicher Vorname, 25. erstes öffentliches Auftreten, 27. Schweizer Bezirk, 28. weiblicher Vorname, 30. Stimmlage, 32. süddeutscher Ausdruck für Scheune, Schuppen, 33. Hafenstadt in Kurland, 35. Kehr Bild, 36. süddeutsche Universitätsstadt.

Silbenrätsel

Aus den Silben as — bo — bo — ca — chi — ci — dau — der — des — don — e — en — en — fen — frau — frei — ger — ha — ha — he — heh — ho — in — is — kla — land — le — lie — lieb — lon — lun — mai — me — men — milch — min — moeh — ne — no — o — re — rei — ren — ro — sa — sa — saen — sans — sou — tah — ter — u — va — ve — wer — wie — wuchs — sind Wörter der angegebenen Bedeutung zu bilden. Die ersten und dritten Buchstaben, jeweils von oben nach unten gelesen, nennen einen humoristischen deutschen Dichter und zwei seiner Werke.

- deutscher Dichter (1733—1813)
- Heilmittel in Dampfform einatmen
- rheinhessischer Wein
- Strauchart
- kleines Schiff
- europäische Hauptstadt
- Gemüseart

Senkrecht: 1. Südfrucht, 2. deutscher Schriftsteller der Gegenwart („Götter, Gräber und Gelehrte“), 3. Bruder Kains, 4. Zirkusreitbahn, 6. Sitzgelegenheit, 7. weiblicher Vorname, 9. Hundename, 11. inneres Organ, 12. atlasartiger Seidenstoff, 14. griechische Göttin, 16. kleines Raubtier, 17. Eßkastanie, 18. See in Karelien, 20. weiblicher Vorname, 22. Körperstelle zwischen Rückenwirbel und Kreuz, 23. männlicher Vorname, 24. Sterndeuter Wallensteins, 26. Schöpfgefäß, 27. Werksspeiseraum, 28. Führer einer deutschen Heeresgruppe im zweiten Weltkrieg, 29. Kaliumsalz, 31. europäischer Staat, 32. Gestell, 34. Landwirt.

- Zigeunertum, Künstlerwelt
- Staat der USA
- Schloß bei Potsdam
- italienischer Liebesabenteurer
- Ansichbringen strafbar erlangter Sachen
- Finger
- Hüftweh
- in fremdem Gebiet eingeschlossenes Land
- zollfreier Hafen
- Maschinenmensch
- Hafenstadt am Schwarzen Meer
- junges Baumgrün
- mittelalterlicher Rittersänger

Der Hüttenkieker

Hüttenkieker war versammelt
mit viel andern vom Betrieb.
„Hammerbau“, die große Halle,
nahm uns auf, das war uns lieb.
Denn noch immer ist es Winter,
und im Winter ist es naß (!)
Stunden wir da lange draußen,
holte sich wohl mancher was,
was an Grippe, Schnupfen, Husten
er durchaus nicht brauchen kann.
Unsre hohe Krankenziffer
wär' noch angestiegen dann ...
Aber im geschlossnen Raume
wurden nur die Füße kalt;
's war kein Wunder, die Versammlung
dauerte drei Stunden bald!
Rechenschaft zwar war gegeben
wohl nach einer Stunde schon,
doch erhitzte die Gemüter
heftig, lang die Diskussion.
Daß so mancher seine Meinung
ungeschminkt und ungescheut
kundgetan, hat den Betriebsrat
(den Vertrauen stärkt) erfreut.
Kritisch nahm so mancher Stellung
da zu dem, was sich so tut.
Wenn wir unser Denken schärfen,
ist's für Mitbestimmung gut.
Wie die Hütte durch die Zeit kommt,
das geht jeden von uns an.
Denn wir alle sind die Hütte;
unser Schicksal hängt doch dran.
Fühlst du dich mal schwer geschädigt
und beklagst das bitterlich,
wird's dir ganz gewiß gleich leichter,
denkst du „wir“ und nicht nur „ich“.

Wichtig bleibt: es wird malocht,
daß daheim der Schornstein roocht!

Noch im März hat ja der Ofen
wie verrückt zu Haus gequalmt,
weil des Winters später Einbruch
leiblich-seelisch uns zermalmt!
Keiner kann sich drauf besinnen,
daß so etwas je geschah;
dabei waren Star und Amsel
schon so früh wie nie noch da.
Allerstärkste Gegensätze
spürte unsere Feuerwehr:
Kühlt man einen Schlackendurchbruch,
atmet man vor Hitze schwer.
Aber durch die gleiche Nase
fährt der kalte Winterwind,
wenn hoch oben an Hoesch-Häusern
Eiszapfen zu entfernen sind.
So erklärt sich's auch, wenn viele
immer wieder grippekrank;
heute Hitze, morgen Kälte,
und wir wehrlos zwischenmang ...
Daß du älter auch geworden,
meditier' man erst im Herbst,

wenn dir sowieso zumute,
als wenn du in Kürze sterbst.
Geh dir lieber stramm zu Leibe
mit der Frühjahrs-Kräuterkur!
(Mancher schluckt, sein Blut zu säubern,
Kräuter, wenn gebrannt sie, nur.)

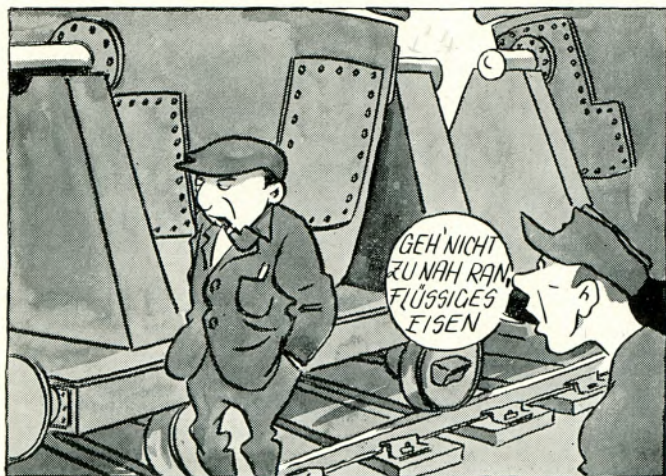
Hebste einen, sag statt: „Prost!“
voll Bedeutung künftig: „Trost!“

Wer mit Frühlingsbrauch Erfahrung
hat, verläßt sich auf das Ei:
Kalorien, Vitamine
spendet's, Kraft noch nebenbei.
Kraft ist's, was wir dringend brauchen,
denn nun kommt der Frühjahrsputz,
und wir räumen voller Ingrim
aus, was alt und nichts mehr nutz.
Aber wie durch Zauberhände
türmt's bald wieder sich zuhauf,
wandelt sich zu Schrott und Plunder,
und der Klüngelskerl lädt's auf.
Daß der Frühling angebrochen,
jeder Lehrling zeigt's uns an,
der erwartungsvoll die Lehre
in der Lehrwerkstatt begann.
Dies Jahr sind es fast 200,
frisch und froh, ein stolzer Chor.
Wer denkt noch an „Überaltern“,
wenn der Nachwuchs so prescht vor?
Eins vor allem muß beherz'gen,
wer als Lehrling eifrig strebt:
unfallmeidend so zu handeln,
daß er als Gesell noch lebt!
Auf der ersten Hüttenführung
ruft manch Schild ihm mahnend zu:
„Klar! Benimm dich unfallsicher,
und verliere nie die Ruh.“

Wohl dem, der schon in der Jugend
weiß, daß Vorsicht eine Tugend!

Neu gewählt in den Betrieben
wurde der Vertrauensmann;
zwei Jahr hat er Zeit zu zeigen,
ob man ihm vertrauen kann.
Wohl dem Mann, der auf den Posten
wiederum berufen ward,
weil man einstimmig zufrieden
war mit seiner Wirkensart.
Vom Vertrauensmann erwartet
wird mal erst ein Herz aus Gold
und zum zweiten eine Zunge,
die sich kämpfend regen sollt'.
In den Vorschriften erfahren
sei er auch, und lebensschlau.
Darum wählte man mitunter
Voll Vertraun auch eine Frau.

Das wär's wieder mal für heut'.
Nächstens mehr. Adschüß, ihr Leut'.



LAPPES

AUS'M MARTINWERK



WÄRME UND BEHAGLICHKEIT
SIND HERRLICH, WENN ES FRIERT UND SCHNEIT,
JEDOCH WIE HIER DIE DINGE LIEGEN:
NUR NICHT IN SICHERHEIT SICH WIEGEN!

DRUM SEI VERNÜNFTIG, ÜBERLEGE,
GEH EISENPFANNEN AUS DEM WEGE,
SETZ LIEBER DICH DER KÄLTE AUS,
DU KOMMST GESUND UND HEIL NACH HAUS



*Durch
Feuer*

*wurden allein im letzten Jahre
Werte für:*

DM 161 745 000.-vernichtet.

Denk' an Deinen Arbeitsplatz!